Sch. W. Deutschen. p. 326.

P. O germ
784-6

(3)
(4) 223

4229. a.

<36605418180019 S

<36605418180019

Bayer. Staatsbibliothek

W. Jury. del. & sc.

Kleine Romane
und
moralische Erzählungen.

von
August Lafontaine

Sechster Theil.

Dritte, verbesserte Ausgabe.

Berlin,
bei Joh. Daniel Sander.
1804.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Kleine Romane
und
moralische Erzählungen

Sechster Theil.

XIII.

Die våterliche Gewalt.

Die väterliche Gewalt.

Karl Jahns an Heinrich Müller.

L***.

Hier bin ich wieder, mein Lieber. Ich wünschte, Sie hätten wahrgesagt, ob ich gleich alsdann die Schuld des abscheulichsten Zwistes — zwischen Vater und Sohn — tragen würde. Sie kennen mich; Sie selbst haben ja mit meiner vortrefflichen Mutter mein Herz gebildet. Sagen Sie, ob es dessen fähig ist, was Sie zu glauben scheinen. Nein, Sie wissen die Verhältnisse nicht, in denen ich lebe. Sie haben meinen Vater nur Einmal gesehen, und das in Gesellschaft meiner Mutter, in deren Gegenwart allein er sich seiner Fehler schämte. Es thut nicht gut. Glauben Sie mir, es thut nicht gut! Ich lebe kaum seit vier und zwanzig Stunden wieder in meines Vaters Hause, und wünsche schon, daß ich bei meinem Vorsatze ge-

blieben wäre; denn es würde für uns Alle besser gewesen seyn.

„Daß ein Sohn seinen Vater verläßt!“ Ich fühle das Gewicht dieser Worte. Aber wäre es nicht besser, als daß der ewig fortgesetzte, kleine Zwist in Haß und Feindschaft ausartet? Und wird es, muß es dahin nicht endlich kommen?

O, mein Freund, man rechnet diese kleinen häuslichen Leiden für nichts, lacht darüber, zuckt höchstens die Achseln, und sagt: „es ist nun einmal nicht anders.“ Die Welt scheint sonst kein Elend zu kennen, als Verlust des Vermögens und der Ehre, als Ketten und Bande. Die feinen, spitzen Stacheln, welche die Uneinigkeit einer Familie mit jedem Moment in das Herz drückt, und welche das Herz nie heil werden lassen, achtet man für gar nichts; doch ich — ich habe ihre Gewalt empfunden! — Wäre mein Vater arm geworden, ich würde vom Morgen bis in die Nacht für ihn gearbeitet, und er mich dafür geliebt haben. Dann wären wir glücklich gewesen. Nicht selten hebt sich unter dem zerschmetternden Schlage des Elendes die Tugend desto stärker empor; doch

diese leichten, immer fortdauernden Stöße einer geheimen Erbitterung können sie — das fühl' ich leider — gänzlich vernichten.

„Es ist Ihr Vater, und Sie haben Unrecht!" schreiben Sie mir. Aber darf denn ein Sohn niemals Recht gegen seinen Vater haben? — Sie kennen meinen Vater nicht. Er ist durch fleckenlose Redlichkeit und anhaltenden Fleiß aus einem Schiffsjungen einer der reichsten Kaufleute hier in L*** geworden, und hat sich durch unbeschreibliche Pünktlichkeit und Ordnung einen unerschütterlichen Kredit bei allen bekannten Häusern verschafft. Diesen beiden Tugenden, seiner Pünktlichkeit und seiner Redlichkeit, verdankt er sein ganzes Glück; und es ist sehr menschlich, daß sie ihm auch bei Andern viel gelten. Aber mein Vater übertreibt; diese Pünktlichkeit, diese Ordnung gelten ihm für jede andre Tugend. Alles in der Welt ist bei ihm eine Form geworden, von der er um keinen Preis abweichen würde. Den Regeln gemäß, die er aus seiner eigenen Erfahrung abgezogen hat, beurtheilt, behandelt er Alles, ohne jemals irgend einem Menschen nachzugeben.

Sie können leicht denken, welchen großen Werth er bei dieser Art zu denken in den Reichthum setzt. Er haßt alles, was neu ist, und es geht in unserm Hause so zu, wie es in seiner Jugend bei seinem Lehrherrn zuging, in ununterbrochener ewiger Ordnung. Die Gerichte für alle Tage im Jahre sind bestimmt; jeder Glockenschlag hat bei uns seine Geschäfte. Den ersten Oktober zieht Alles im Hause Winterkleider an, und sollten wir auch zerschmelzen. Ich will Ordnung, sagt mein Vater, und wenn zehn Sonnen am Himmel ständen. — Kleinigkeiten! werden Sie sagen. Ich sagte das auch, und trug geduldig, als ich nach dem Tode meiner edlen Mutter von dem Landhause zu ihm in die Stadt mußte; aber seit diesem Augenblicke war meine Ruhe dahin.

Nicht lange, so ging ich meinem Vater zu modig gekleidet. „Die verdammte Windbeutelei!" rief er mir in Gegenwart des Gesindes laut entgegen, wenn ich so gekleidet war, daß ich mich konnte sehen lassen. „Auf deinem Harlekinsrocke steht mit großen Buchstaben: wird falliren!" Stahl ich mich einmal in das Schau-

spiel, und die alte Judith, die nichts kann als zanken und beten, erfuhr es, so erhob sich ein Gewitter auf ganze Wochen. Ich war ein Freigeist, weil ich bei der stundenlangen Predigt gähnte, die sie jeden Sonntag der ganzen Familie vorbuchstabirt. Las ich, und mein Vater überraschte mich dabei, so fragte er: „wie viel bringt dir das Geschäft?" Ich gab das Zeichnen und Mahlen auf, setzte mich nur des Abends an das Klavier, und versteckte meine Bücher unter den Kleidern. Mit übermenschlicher Geduld arbeitete ich auf dem Comptoir; und dennoch machte ich nie etwas recht. „Ja, ja!" sagte mein Vater, wenn er Briefe von mir nahm: „da haben wir's! Kaufmannsbriefe in Poesie, Wechsel in Versen!" und das alles in Gegenwart der Leute, sogar Fremder.

Dennoch hielt ich aus. Meine Schwester sagte oft: mach es, wie ich! Sie ging, wohin sie wollte; bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande: in die Kirche zu fahren, eine alte Tante zu besuchen, u. s. w. Auch las sie; und außerhalb des Hauses wurde für sie gesponnen. Mein Vater liebt sie unbeschreiblich, weil sie

scheinbar so fleißig, bürgerlich und altfränkisch ist; und die alte Judith verräth nichts, weil sie sich vor meiner Schwester fürchtet. Wohl hundertmal nahm ich mir vor, zu heucheln; ich konnte aber nicht, und duldete lieber. Mein Vater hat eine so hohe Meinung von den väterlichen Rechten, daß er Widersetzlichkeit der Kinder in jedem Falle für eine Unmöglichkeit hält. Das ist sein Charakter; und nun bedenken Sie, wie ich geduldet haben mag, daß er selbst sagen konnte, und oft sagte: „der Wilhelm ist ein Windbeutel, Judith; aber doch gehorsam, auf den Wink gehorsam." Das will bei meinem Vater etwas sagen!

Nun zu der Begebenheit, die mich aus meines Vaters Hause trieb.

Hier am Gymnasium stand ein alter würdiger Schullehrer, Silbermann, der für die Erziehung und den Unterricht der hiesigen Kinder viel gethan hat. Er war ein Mann von reiner Bildung des Geistes und Herzens, ein wenig rauh von außen, aber ein sehr edler Mensch, dem ich vielleicht Alles, was ich weiß, zu verdanken habe. Mein Vater ließ ihn, als einen

weitläuftigen Verwandten, zuweilen, doch ohne seine Familie, zum Essen einladen, und zankte sich dann jedes Mal mit dem alten ehrwürdigen Manne über den Werth der Gelehrsamkeit. Er erklärte alle Gelehrsamkeit für gänzlich überflüßig. „Was hilft es, Herr Vetter," fragte er, „daß Sie Griechisch und Hebräisch verstehen? Sie können ja nicht einmal einen Wechsel ausstellen!" So fing der Streit gewöhnlich an, und Beide führten ihn mit großer Hitze. Der alte Schulmann starb, und hinterließ seiner Wittwe und seinen zwei Kindern weiter nichts, als eine auserlesene Bibliothek, die unter dem Werthe verschleudert wurde. Mein Vater vergaß sogleich seinen Widerwillen gegen den Verstorbenen, und nahm sich der Witwe in der That mit uneigennützigem Edelmuth an. „So geht es!" brummte er wohl zu Hause; „Bücher die Menge, und nicht so viel Geld, daß es zum Begräbnisse hinreichte!" Aber in Gegenwart der Witwe schwieg er, um sie nicht zu kränken.

Die Witwe ließ sich nun bei meinem Vater melden, und wurde in das Zimmer geführt.

Ich hatte sie nie gesehen; aber sie nahm mich bei dem ersten Blicke für sich ein. „Ihr Diener!" sagte mein Vater. „Was ist es? Aber kurz, Frau Base! ich muß mit dem Schlage Zwei auf das Comptoir."

Die Frau suchte bei diesem rauhen Tone noch freundlicher zu seyn. Ich bin Mutter, lieber Herr Jahns, hob sie sanft an, und dabei flossen ihr Thränen über die Wangen. Mein Sohn . . .

„Ist ein Windbeutel," fiel mein Vater ein; „hat mir nicht folgen wollen: sonst säße er lange auf dem Comptoir, und Sie brauchten hier nicht mit nassen Augen zu stehen. Er könnte Sie schon unterstützen, anstatt daß Sie nun Tag und Nacht für ihn arbeiten müssen."

Ach, Herr Jahns, sagte die Mutter: wenn es nur zureichen wollte, meinem Sohne fortzuhelfen! Er erkennt Ihre Güte mit Dank; aber seine unbeschreibliche Begierde zu studieren . . .

„Baarer, blanker Hochmuth, Frau Base! Studieren? Hunger leiden!"

Das ganze Gymnasium giebt ihm das Zeug-

niß des verständigsten Fleißes und guter Sitten; und da sein seliger Vater . . .

Eben, Frau Base, nahm Judith das Wort — eben an seinem Vater seliger sollte er sich spiegeln, und sehen, daß es wahr ist, was in der heiligen Schrift steht: ihre Weisheit ist zur Thorheit worden. Denn das ist doch wohl Thorheit, wobei nichts herauskommt, als Hunger und Kummer, und nach dem Tode Schulden. — Judith war nur erst aus dem Armsessel aufgestanden, und schlüpfte so eben in ihre sammtenen Pantoffeln.

Mein Vater rief ihr verweisend zu: „pfui! zum Teufel, pfui!" und sie setzte sich wieder — in der Stellung einer Katze, die auf ein armes Mäuschen zufahren will. Er wollte den harten Vorwurf, über den die Frau bleich geworden war, wieder gut machen, legte seine Hand auf die ihrige, und sagte sanft: „nein, nein! Ich weiß wohl, Frau Base, das war nicht die Schuld Ihres seligen Herrn. Knappe Besoldung, den ganzen Tag Geschäfte in der Schule; und da ging die Ordnung im Hause unter."

Mein seliger Mann, sagte sie sehr sanft, achtete das Geld nicht viel.

„Verstand es nicht, liebe Frau Base," unterbrach mein Vater sie, mit ziemlich mildem Tone. „Ich habe ihm das tausendmal gesagt. Nun, hat Ihr Sohn noch Lust ein Kaufmann zu werden, so will ich mich seiner als ein Vater annehmen."

Ach, lieber Herr Jahns, mein Sohn hat nun einmal keine Neigung zum Handel.

Nicht? fuhr Judith aus dem Armsessel hervor: nicht? Nun, wenn er Handel und Handelsleute haßt, so mag er vor die Thüren der Studierten gehen, und da Hülfe suchen. — Mein Vater brummte; und ich — konnte nun nicht länger schweigen. Und Sie, Judith, sagte ich, sollten bei einem alten Junggesellen wohnen, weil Sie nie Neigung zu dem Ehestande hatten. „Was geht es dich an, Gelbschnabel?" fuhr mein Vater auf. Aber so eben schlug es Zwei; und er ging auf das Comptoir.

Trostlos blieb die Frau noch einen Augenblick stehen; dann machte sie der alten Judith eine Verbeugung, blickte mit den nassen Augen

an die Decke, und entfernte sich. Ich bot ihr den Arm, und führte sie. Unten im Hause öffnete ich schnell mein Zimmer, und sie folgte mir, ohne zu wissen, wohin. Sie dürfen, sagte ich, nicht ohne Hülfe weggehen. Ich drang ihr eine Note von einigen hundert Mark auf, und küßte ihr die Hand. Sie sah mich verwirrt an, und machte eine Bewegung, als ob sie mir das Papier zurückgeben wollte. Die Dankbarkeit gegen meinen theuren alten Lehrer, sagte ich, Ihre mütterliche Liebe, die Härte meines Vaters . . . O, ich bitte, nehmen Sie, und haben Sie nur keinen Widerwillen gegen uns in Ihrem Herzen. Ich begleitete sie an die Hausthür, und war fröhlich wie ein Kind.

Der Himmel mag wissen, wie mein Vater das erfahren hat. Nun entstand eine Scene, die zu widerlich ist, als daß ich sie Ihnen beschreiben könnte. Ich sollte sagen, woher ich das Geld hätte. Er errieth es. „Nicht wahr,“ fragte er im höchsten Zorn; „von deiner Mutter, die dich ihr Lebelang verzogen hat?“ Ich blieb Anfangs geduldig; doch endlich brachte mich die alte Judith mit ihren Sprüchen aus

der Bibel und ihren Versen aus dem Gesangbuche aus meiner Fassung. Wir erhitzten uns. Judith wollte einlenken; es war aber zu spät. Mein Vater wies mich zum Hause hinaus.

Ich ging — nicht so wohl erbittert, als in der Absicht, diesen Zwiespalt einmal durch etwas Auffallendes zu endigen — auf mein Zimmer, packte ein, und ließ Judith die Hände ringen, seufzen, weinen und beten. „Du kannst gehen!" rief mein Vater, an den sie sich gewendet hatte, durch die Thür; und ich reiste noch denselben Tag nach B***, zu einem Verwandten meiner Mutter. Da blieb ich, bis Judith denn endlich meinem Vater so lange vorgepredigt hatte, daß er die Hand zur Versöhnung bot. Aber jetzt ist alles schon wieder, wie vorher. Judith ruhet nicht; sie hat eine fürchterliche lange Weile, die sie nicht anders als mit Zänkereien zu tödten weiß. Adieu. Den Empfang im nächsten Briefe.

Derselbe an Denselben.

L***.

Sie haben Recht; es liegt etwas Rührendes in der Vorstellung: ein Sohn geht hin, sich mit seinem Vater zu versöhnen. Auch fühlte ich das, ob ich gleich vorhersah, daß es nicht lange dauern würde. Ich fuhr unvermuthet vor meines Vaters Haus. Judith empfing mich mit einem Freudengeschrei und gewiß unverstellten Thränen. Sie schob mich in das Zimmer. Mein Vater kam mir mit einem ungewissen Blick entgegen. Seine Liebe zu mir schien mit dem beleidigten Vateransehen zu kämpfen. Ich überließ mich meiner Rührung, warf mich an seine Brust, und sagte, gewiß ungeheuchelt: Vergebung, mein theurer Vater!

„Ist das dein Ernst, Wilhelm?" fragte er: „willst du Vergebung, oder . . ." Er sah mich finster und forschend an. — Nichts als Vergebung von Ihnen will ich, sagte ich zärtlich, mit Thränen in den Augen, und küßte dabei seine Hand. Wahrhaftig, nur Vergebung! wiederholte ich. Nun faßte er mich in seine Arme,

nun drückte er mich fest an seine Brust, nun wurde seine Stimme sanfter, und er sagte mit einer seltenen Rührung: „mein Sohn! mein Wilhelm! Wir wollen nicht mehr daran denken, lieber Junge!"

Ich dächte, Schwager, sagte mein Oheim aus seinem Lehnstuhle hervor, mit seinem gewöhnlichen kalten Tone — ich dächte, du solltest an nichts anderes denken, als an das, was Vater und Sohn beinahe zu den bittersten Feinden gemacht hätte. Aber recht so! Legt Ihr nur ein Pflaster auf die Wunde, daß der Eiter recht tief unter sich fressen kann! Wenn Vater und Sohn einander in den Armen halten, wie Ihr da jetzt, so ist das ein seltener Augenblick. Ihr solltet jetzt nicht um euer schadhaftes Gewissen hergehen, wie ein Windbeutel von Wundarzt, der nicht sondiren mag, weil das nicht ohne Schmerzen ablaufen würde. Aber thut, was Ihr wollt. Was kümmert es mich!

„Schwager," sagte mein Vater verlegen, und ließ mich nach und nach aus seinen Armen; „ich bin Vater. Das verstehst du nicht."

Gerade eben deshalb, erwiederte mein Oheim, und

und blies mit schnellen Zügen den Tabacksrauch von sich: — eben deshalb, weil du Vater bist, solltest du keinen Tropfen Gift in deines Sohnes Herzen lassen. Sieh, ich an deiner Stelle würde sagen: Wilhelm, ich habe dir Unrecht gethan; aber ich bin ein alter Mann, dem es schwer wird, seine Fehler abzulegen. Halt' es mir zu gute! — Das würde ich an deiner Stelle zu Wilhelm sagen, und dann ganz trokken zu Judith: du bist der Teufel, der zwischen den Weizen unserer Liebe Unkraut säet.

Nun, sagte Judith, die Hände ringend: so soll mir Gott helfen, daß ich lieber schweige, als meine Zunge Unheil zwischen Vater und Sohn stiften lasse! . . . Der Herr richte zwischen mir und Ihnen, Herr Vetter! fuhr sie weinend fort, und setzte sich in ihren Armstuhl.

Das thue der Herr! sagte mein Oheim kalt. Aber, Muhme Judith, er lasse Ihnen auch die Sentenz zukommen; sonst hilft es nichts.

Judith stand auf, und sagte sehr sanftmüthig: der Gerechte muß viel leiden; das ist mein Trost. Aber Ihnen, Herr Vetter Richter, wird es einmal schwer auf dem Ge-

wissen drücken, daß Sie eine arme Kranke verspotten.

Gott weiß, erwiederte mein Oheim, daß ich Sie bedaure. Ich wünschte, und das in vollem Ernst, Sie hätten, anstatt Ihrer Gicht, einen Mann und ein Dutzend Kinder; denn ich halte Sie nicht für böse, Muhme Judith. Sie wären eine brave Frau und Mutter geworden, das weiß ich.

Judith setzte sich wieder, und sagte mit Kopfschütteln, aber doch besänftigt: nun! wenn ich denn auch einmal ein Wort zu viel sage!

Ist immer ein Wort zu viel, unterbrach mein Oheim sie; so wie das zu wenig war, was mein Schwager vorhin sagte.

Mein Vater stand halb finster, halb lächelnd, da. „Wilhelm," rief er nun auf einmal; „ich habe dir Unrecht gethan. Vergieb mir!" Wir umarmten einander, und ich verschloß seinen Mund mit meinen Lippen. Der Oheim schlug meinen Vater kräftig auf die Schulter, und sagte in Tönen, die beinahe wie Weinen klangen: brav! Nun empfindest du doch endlich einmal, was es heißt, was es für ein Glück

ist, sein Unrecht zu gestehen! — Ohne noch ein Wort hinzu zu setzen, ging er sogleich aus dem Zimmer.

Ich fühlte, daß wir auf dem Wege waren, unsre Herzen, wie es Männern geziemt, gegen einander auszuschütten; aber es kam Jemand dazu, und mein Vater mußte in das Comptoir. Der Augenblick ging vorüber, und kommt wahrscheinlich nie wieder zurück. Schon bei Tische war mein Vater ungewöhnlich still, und sprach mit mir nicht zehn Worte. Sein Ton hatte, wenn er sich zu mir wendete, nichts Strenges; ich sollte aber hören, daß er Vater ist. Er sprach zu meiner Schwester ungewöhnlich hart und gebieterisch; und mich sah er dabei an.

Am folgenden Mittag war alles wieder im alten Geleise. Zwar blieb ich noch verschont; es gab aber doch schon Anmerkungen, die mir galten, und bei denen Judith nur mit Mühe schweigen konnte. Um nicht zu antworten, ließ sie sich mit meinem Oheim in ein Gespräch über die Bibel ein, und mein Vater sah unterdessen vor sich nieder. Es herrschte eine düstre, mißtrauische Stille.

„Wissen Sie wohl die rührendste Stelle in der Bibel, Judith?" fragte mein Oheim. — Sie betete eine ganze Menge Sprüche her. — „Nichts, nichts! alles nichts! Die rührendste ist: o Absalon, mein Sohn! o mein Sohn Absalon! o, daß ich für dich sterben könnte!" — Sie sah ihn erstaunt an. — „Denken Sie nur, Judith!" sagte er ernst; „der Sohn hat dem Vater nach Krone und Leben getrachtet. Der alte König muß vor seinem eignen Sohne landflüchtig werden!"

Der undankbare Bösewicht von Sohn! fuhr mein Vater auf.

„Recht Schwager; das wollt' ich eben sagen. Dieser undankbare, höllische Bösewicht, der Absalon! Und dennoch, als er todt ist, ringt der Vater die Hände, und ruft: o mein Sohn! Absalon, mein Sohn, daß ich für dich sterben könnte! Der Feldhauptmann, wie er hieß . . ."

Joab, sagte Judith.

„Richtig! der war damit nicht zufrieden. Er schalt den alten Vater . . ."

Und da hatte er gar nicht Unrecht, fuhr

Judith auf. Bedenken Sie doch nur! Der undankbare Sohn, der abscheuliche Absalon!

„Ich wollte, Judith, Sie hätten einen undankbaren Sohn; dann würden Sie so nicht sagen. Der Joab wußte eben so wenig, wie Sie, was es heißt, einen Sohn zu haben und ihn zu verlieren. Ach! — Ich sage nur, wenn David den Bösewicht von Sohn so liebte: was sollte ein Vater nicht thun, der einen edeln Sohn hat!"

Das war selbst für Judith zu stark. Sie saß nachsinnend da, und blickte mich zuweilen von der Seite an. Wir Alle schwiegen verlegen. Mein Vater erröthete, und schien mit sich selbst zu kämpfen. Er war finster, ernst, nachdenkend, und trank bald sein drittes Glas Wein, zum Zeichen, daß wir aufstehen sollten. Wir thaten es; er ging nun kalt, bitter, beinahe zornig, in sein Kabinet, und wir Uebrigen verließen einer nach dem andern das Zimmer. Ich war in der That betrübt. Meine Schwester sagte mir auf dem Gange, lachend: „das hilft alles nichts!" Sie hatte nicht Unrecht; aber

sie mußte nicht lachen. Ich konnte ihr das den ganzen Tag nicht vergessen.

Jetzt ist Alles wieder in dem vorigen Zustande, und wir leben wie ehemals. Judith schürt das Feuer an, wenn mein Oheim, vor dessen Kälte sie sich fürchtet, nicht gegenwärtig ist. Der Oheim schüttelt den Kopf, und fährt wohl einmal dazwischen; es bleibt aber beim Alten, so viele Achtung mein Vater für den respektablen Mann auch hat. Meine Schwester geht ihren Weg, und ich — ich sitze da, wie ein Gefangener, an Geist und Seele gefesselt. Wir Alle thun, was wir nur können, einander das Leben sauer zu machen; und doch ist unter uns nicht Einer, von dem man sagen könnte, er ist ein böser Mensch. Selbst Judith nicht. Wäre sie boshaft, so könnte ich sie hassen; sie ist aber nur unbesonnen, geschwätzig, und ein wenig bigott. Hätte sie keinen Menschen, sie müßte mit Gott zanken, oder mit ihrem Mops, den sie übrigens für frömmer hält, als mich, weil er ihre Gesänge und ihre langen Gebete anhört, ohne zu murren, oder sich zu rühren.

Ich bin gar nicht glücklich. Adieu!

Derselbe an Denselben.

L***.

Ich habe eine Unterredung mit meinem Oheim gehabt. — Aber vorher wollen Sie etwas von diesem Oheim wissen. Kann ich Ihnen doch kaum mehr von ihm sagen, als daß er Richter heißt, und ein sehr ehrlicher Mann ist. Sie haben wohl schwerlich einen schönern alten Mann gesehen, in dessen Gesicht eine so viel Zutrauen erregende Treuherzigkeit läge. Man urtheilt verschieden über ihn; meine Mutter aber sprach von ihm mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit und mit einer Achtung, die an Verehrung gränzte. Daran, und an sein redliches Gesicht, halte ich mich. Man sagt, er sey ein Avanturier, der sein Vermögen verschwendet habe, die Welt durchlaufen und als ein Bettler zurückgekommen sey, und jetzt das Gnadenbrot bei meinem Vater, seinem Schwager, esse. Er selbst schweigt von seinen Schicksalen. In seiner Jugend hat er höchst seltsame Dinge unternommen, die aber, selbst wenn mein Vater sie erzählt, mehr eine unbesorgte Großmuth, ein feuriges Tempera-

ment, als Ausschweifung, verrathen. Ein Jahr nach der Verheirathung meiner Mutter verschwand er, und niemand erfuhr, wo er geblieben war. Ungefähr vor dreizehn Monaten kam er zurück, und zu meinem Vater. Er lebt bei diesem ohne Vermögen, ohne Plan, und hat sich doch eine Gewalt über ihn verschafft, die ich kaum begreifen kann. Zwar folgt mein Vater ihm nicht: er darf aber doch seine Meinung über dessen Handlungen sagen; und dieses Rechtes bedient er sich so freimüthig, und zugleich mit so vieler klugen Mäßigung, daß mein Vater ihn scheuet, oder, wenn auch das nicht, doch wenigstens seine Seltsamkeiten fürchtet. Der Mann sagt, was er denkt, mit der Offenheit und der einfachen, unwiderleglichen Geradheit eines Diogenes. Er ist arm; aber ich kenne keinen Menschen, dem die Armuth so leicht wird, und der sich vor jeder ehrlichen Art sein Brot zu verdienen, so wenig schämt. Seine Mäßigkeit ist unbeschreiblich, und eben die macht ihn in seiner abhängigen Lage völlig unabhängig.

Gleich Anfangs gerieth er in einen heftigen Streit mit meinem Vater über meine Schwe-

ster, die er geradezu für eine Heuchlerin erklärte, und verließ unser Haus. Am folgenden Tage kostete es meinem Vater Mühe genug, ihn zurückzubringen; er hatte sich als Packträger in einer Handlung vermiethet. So etwas fürchtet mein Vater, und darum sieht er ihm mehr nach, als jedem Andren.

Das ganze Haus scheuet und liebt ihn. Er ist unglaublich gefällig, doch eben so strenge; und seinen Augen — der Himmel mag wissen, wie er es anfängt — entgeht auch nicht das Mindeste. Meine Schwester ist die Einzige, die eine böse Meinung von ihm hat. Sie beruft sich auf seine Heimlichkeit, auf seine Abendgänge, auf seine kleinen Reisen von drei bis vier Tagen, deren Absichten gänzlich unbekannt sind. Er scheint kalt zu seyn; ich wollte aber wetten, daß er es nicht ist. Die Menschen hält er für eigennützig, eitel, herrschsüchtig; und doch findet beinahe jeder Bösewicht an ihm seinen Vertheidiger. Er lächelt, wenn man viel von Tugend, Aufopferung, Großmuth; und schilt, wenn man von Bosheit, Verbrechern und Schurken spricht. Dabei ist er ein Kinderfreund, und

philosophirt gern mit jedem von schlichtem, gesundem Menschenverstande. Für die Gelehrten hat er immer nur Beispiele vom Gegentheile dessen, was sie behaupten, womit er aber gewöhnlich ihren Satz geradezu umwirft.

Ich liebe diesen Oheim zärtlich, ob er gleich immer kalt und einsylbig gegen mich ist. Neulich hatte ich eine Unterredung mit ihm, über die Bestimmung und die Tugend des Menschen, die mein Herz umkehrte, und die, was noch mehr ist, mich auf die Vermuthung brachte, daß mein Vater etwas Wichtiges mit mir vorhabe. Ich bemerkte Unruhe an ihm, und glaubte erst, sie hätte mich zum Gegenstande. Meine Schwester sagte mir indeß: er habe eine sehr große Spekulation unternommen, die nicht nach seinem Wunsche gelinge. O, warum theilt mein Vater, wenn er Sorgen hat, sie nicht mit seinem Sohne! Glauben Sie mir, die Faktore wissen mehr von seinen Geschäften, als ich. Meint er denn, ich würde, wenn er Vertrauen zu mir hätte, vergessen, daß ich sein Sohn bin, und mich zu seinem Herrn aufwerfen? Zu meiner Schwester hat er eben so wenig Zutrauen; und

dennoch weiß sie alles. Woher das? Bisweilen wird mir in der That bange, daß mein Oheim in seiner Meinung von ihr Recht haben könnte. Ich mag nicht einmal denken, was oft mein Herz beängstigt. Adieu.

Derselbe an Denselben.

L***.

Abscheulich, liebster Freund! abscheulich! Noch immer zittern mir die Hände vor Lust, dazwischen zu schlagen. Hören Sie! Gestern kommt meine Schwester aus einer Gesellschaft, und erzählt der alten Judith die Neuigkeiten des Tages: unter mehreren unbedeutenden, mit einer schrecklichen Gleichgültigkeit, auch die, daß die Wittwe Silbermann, von der ich Ihnen neulich schrieb, um tausend Mark, ihr letztes, einziges Eigenthum, gebracht sey. — Wie denn so? fragte Judith, und legte ihr Gebetbuch zusammen. — „Sie hat es dem Herrn von *** geliehen." — Unmöglich! sag' ich; wie wird die Frau einem Menschen, der so viele Schulden

hat, wie Ziegel auf dem Dache, ihr ganzes Vermögen hingeben! — Das ist wohl möglich, sagte Judith bedächtig; die Frau zieht ja vor großer Weisheit nie einen Menschen zu Rathe. Es geschieht ihr schon recht! — Judith! rief ich, und ballte die Hände. Der elende, niederträchtige *** ...

Ja, der nimmt, wo es zu haben ist, sagte sie ruhig. Das kann ihm keiner verdenken. Die Equipage kostet etwas, und Bälle, Gesellschaften auch. — Aber eine Witwe, Judith! eine arme Witwe! Sie hören ja, es sind ihre letzten, einzigen tausend Mark, die ganze Hoffnung ihres Lebens. Zu uns hätte der Elende kommen sollen; aber zu dieser armen unglücklichen Witwe! Es ist unmöglich.

Mit einer Gelassenheit ohne Gleichen sprach Judith noch mehr über die eingebildete Weisheit der betrogenen Witwe, und trieb mich damit aus dem Zimmer. Diesen Morgen mit dem Frühesten ging ich zu der Silbermann, und fragte, ob sie dem Herrn von *** ihr Geld geliehen hätte. Sie bejahete es ganz ruhig; denn ein Mann, der Equipage hält und alle

Woche Gesellschaft giebt, dachte sie, wäre sicher genug. Ich fragte nach den Umständen, ließ mir die Verschreibung zeigen, und sah eine Reihe von Niederträchtigkeiten ohne Ende. Die Witwe bekommt das Geld bezahlt, weiß nirgends damit hin, und bietet es aus. Ein Prokurator, ein Schmarotzer des Herrn von ***, besucht sie unter einem Vorwande, und räth ihr, als sie ihm ihre Noth mit ihrem Sohne klagt, sich an den Herrn von *** zu wenden, der ihm ein Stipendium verschaffen könne. Die Mutter läßt sich bei dem Elenden melden, und erstaunt über die Pracht des Putzzimmers, in das man sie führt. Der hohe Gönner verspricht goldene Berge für den Sohn, erkundigt sich, ob denn die Mutter gar kein Vermögen habe, hört von tausend Mark, fragt, ob sie auch sicher stehen, und erbietet sich endlich aus Mitleiden für die würdige Familie, diese tausend Mark zu fünf Procent selbst zu nehmen. Dann, Madame, sagt der abscheuliche Mensch mit Lächeln, sind Sie doch Ihres kleinen Eigenthumes sicher.

Die Frau ist vor Freude im Himmel, zahlt gegen eine Verschreibung, die man ihr giebt, das Geld, und dankt Gott mit Thränen für diesen Schimmer von Hoffnung. Das Alles erzählt sie mir noch immer in großer Freude. Ich schwieg, obgleich in meinem Herzen Gift und Zorn war, und sagte ruhig: „so? ich hätte sonst einen sichern Ort gewußt, wo Ihr Geld unterzubringen gewesen wäre."

Von ihr ging ich gerades Weges zu dem Herrn von ***, und man führte mich in das Zimmer der gnädigen Frau, wo sich der Herr gerade befand. Ich war in der That verlegen, wie ich anfangen sollte, so fest ich mir auch vorgenommen hatte, dem Elenden die Wahrheit derb zu sagen. „Ich komme," sagte ich endlich, „von der Witwe Silbermann." (Das gnädige Paar wurde aufmerksam bei diesem Nahmen.) „Die arme Frau hat Ihnen, Herr von ***, ein Kapital von tausend Mark geliehen. Jetzt zeigt sich eine Gelegenheit, es auf die sicherste und vortheilhafteste Art unterzubringen. Sie wünscht daher . . ."

Es steht bei mir zu fünf Procent, Herr Jahns! sagte er lächelnd; und die gnädige Frau machte eine höhnische Miene.

„Freilich ist das hoch genug; aber dennoch kann die Wittwe es jetzt höher unterbringen. Sie wünscht also . . .“

So bald die Zeit abgelaufen ist, steht es zu Dienst, sagte er kalt. Ich finde es übrigens seltsam, daß . . .

„Nicht so gar seltsam, Herr von * * *! Die Schuld hat keine hypothekarische Sicherheit, und sie ist das ganze Vermögen der Witwe.“

Meine Verschreibung, dächte ich, Herr Jahns, wäre so sicher, wie eine Hypothek.

Diese Unverschämtheit machte mich kalt, so daß ich lächeln konnte. „In Betreff des Geldes, Herr von ***,“ sagte ich ruhig, „gilt kein Rang: das wissen Sie ohne Zweifel. Die Witwe ersucht Sie um die Rückzahlung der Summe, oder um eine besser sichernde Verschreibung.“

Die Verschreibung, Herr Jahns, — hob er schon wärmer an.

Ich fiel ein — „hat ein Schurke gemacht, der Prokurator ***. Kurz und gut: die Frau bittet durch mich um Rückzahlung des Geldes.“

Sollte ein Versehen dabei vorgegangen seyn, so will ich — sagte er sehr höflich.

„Ich fodre nichts, als die Zahlung der Summe,“ unterbrach ich ihn kalt, und sah ihn scharf an.

Aber in welcher Verbindung, mein Herr, — fragte die Dame spöttisch — sind Sie denn mit der Frau? Was geht es Sie an? Voilà, wendete sie sich zu ihrem Manne, comment sont faits ces maudits . . .

„Ich verstehe Französisch,“ sagte ich, und wiederholte den Wunsch, daß sie auf der Stelle bezahlen möchten.

Vous allez trop vite en besogne, Monsieur, sagte sie spöttisch: ce que vous demandez, sera fait certainement dans le terme préscrit par la loi; ayez patience.

Das verdroß mich. Ich antwortete: „et c'est précisément, parce que l'argent semble perdu, à moins qu'il ne soit rendu à présent, que je perds patience, Madame.“

Vous

Vous croyez cela, sagte er, höflich einlenkend, à cause d'un petit manque de formalité, Monsieur?

„Nicht deswegen, mein Herr," antwortete ich Deutsch und fest; „sondern weil die Frau das Geld nicht einbüßen darf. Es ist ihr Alles, ihr Letztes."

Einbüßen? Sie fallen in einen Ton, Herr Jahns, der mich auf die Länge ungeduldig machen wird! Die Frau hat mir das Geld geliehen, und ich werde zahlen, so bald es mir beliebt. Wer hat Sie zum Ritter der Frau bestellt?

La bonne femme, à ce que m'a dit le procureur, a une fille belle, et Monsieur est bien compatissant. Vous aimez votre prochain. ¡Ah! que vous m'édifiez! sagte die gnädige Frau mit einem höchst gezwungenen Lachen.

„Ritter, oder Don Quixotte, wie Sie wollen!" antwortete ich ihm. „Genug, ich bin entschlossen, der Frau das Geld wieder zu schaffen."

Zweifeln Sie etwa, Herr Jahns, daß die Kleinigkeit bei mir sicher ist?

„Es kann Ihnen leicht unhöflich vorkommen; aber ich muß sagen: ja, eben daran zweifle ich.“

Je vous tournerai en ridicule dans le monde, Monsieur l'incrédule, sagte die Frau wieder spöttisch.

„A vous permis, Madame,“ antwortete ich kalt: „chacun est le maître dans son monde; und meine Welt, Herr von ***, ist die Börse. Sie sagen mir sehr treuherzig Ihre Meinung; ich will eben so treuherzig seyn. Zahlen Sie nicht, so gehe ich auf die Börse, kaufe — selbst um den vollen Werth, wenn es seyn muß — einen Ihrer Wechsel, der gerade fällig ist, und diesen Nachmittag sehen Sie mich dann wieder. Sie kennen das Wechselrecht, und ich bin gesonnen, es in der größten Strenge auszuüben.“

Das sagte ich so kalt und nachdrücklich als möglich. Madame schlug ein Gelächter auf. Ich verbeugte mich, und wollte schon gehen; er aber ergriff meine Hand. L'affaire mérite qu'on y pense, sagte er zu seiner Frau. Haben Sie die Güte (zu mir), Sich zu setzen.

Ich weiß nicht, mein werther Freund, hob er nun schmeichelnd an, weshalb Sie das Interesse der guten Frau gegen mich so angelegentlich behaupten. Was habe ich Ihnen denn gethan? Freilich, ich brauche Geld, und . . .

„Diese arme Frau hat zwei Kinder, und sie müssen Hungers sterben, wenn das Geld verloren geht. Die tausend Mark sind ihr Letztes."

Sie denken Sich das schlimmer, als es ist, Herr Jahns. Solche Leute sind nicht gewohnt, mehr zu haben, als gerade genug, ihren Hunger zu stillen. Ihr freilich sehr lobenswerther Eifer ist eine Ungerechtigkeit gegen mich. Sie werden meine Ehre aufs Spiel setzen.

„Ihre Ehre?" fragte ich erstaunt. „Glauben Sie das?"

Der Mensch erröthete nicht einmal, drückte mir die Hand, und fuhr fort: ich war in Verlegenheit; eine Ehrenschuld — Die Witwe bot mir das Geld an, und ich kann ihr Dienste dafür leisten, die zehnmal so viel werth sind. Es fehlt mir nicht an Connexionen. Der Sohn der guten Frau studiert. Er braucht Fürsprache, Empfehlungen, und überdies . . .

Diese Prahlerei bei so vieler Armseligkeit verdroß mich. Ich stand erhitzt auf, und sagte: „so mußten Sie die hülflose Familie erst ausplündern ...? — Doch," unterbrach ich mich selbst, „was können Sie für den Sohn der Frau, die Ihnen ihr Alles gab, denn thun?"

Für jetzt freilich noch nichts; ich bin ein wenig derangirt. Allein meine Umstände werden, müssen sich ändern; und dann ...

„Bis dahin aber, mein Herr von ***," unterbrach ich ihn, „zahlen Sie die tausend Mark!" Die Frau fuhr hier auf, und ich griff nach meinem Hute. Der Mann hielt mich wieder, und wendete alle Mittel an, mich zu täuschen. Er drohete ganz fein mit dem Einflusse seiner Verwandten; und es ist wahr, daß diese ihn noch gegen seine Gläubiger schützen. Ich blieb aber fest; und endlich mußte er zahlen, weil ihn meine Drohung mit einem Wechsel in Furcht hielt. Die Summe wurde nicht voll; ich ließ mich aber nicht erbitten. Nach zwei Stunden lag das Geld da, und ich strich es ein. Mann und Frau waren beide so erhitzt, daß keiner von ihnen an die Verschreibung dachte.

Que gagnez-vous sur cette somme, Monsieur? fragte sie giftig. „Rien, Madame," erwiederte ich mit einer Verbeugung, „que le plaisir de vous avoir épargné une injustice de plus." Sie ließ einen gemeinen Fluch über die blauen Lippen fliegen. Au moins, Monsieur, sagte er, que je sois sûr maintenant, que . . . — „Cela seroit maintenant une peine perdue," unterbrach ich ihn, und verließ das Zimmer.

Nun ging ich zu der Witwe, und fand sie mit ihren Kindern bei einer sehr ärmlichen Mittagsmahlzeit. Ich zählte das Geld auf, und sagte ihr während dessen, wie nahe sie daran gewesen sey, die Summe zu verlieren. Sie stand mit Erstaunen und Schrecken in ihrem Gesichte da. Endlich, als sie mich begriffen hatte, fiel sie mir freudig um den Hals, und nannte mich ihren Schutzengel, ihren Retter. Auf einmal wendete sie sich zu ihrem Sohn, einem schönen Knaben von vierzehn Jahren, umarmte ihn, und sagte: „o, Gott! was wäre aus dir geworden!" Der Knabe küßte ihre Hand mit dem Ausdrucke der innigsten Zärtlichkeit.

Ich setzte mich nun, um der Frau zu rathen, wie sie ihr Geld anlegen sollte, und bemerkte in diesem Augenblicke zum ersten Male die Tochter — das lieblichste Bild der heitersten Unschuld. La bonne femme a une fille belle, fiel mir ein; und ich konnte meine Augen kaum wieder von dem schönen Mädchen abwenden. Sie erröthete leicht, daß ich sie so starr betrachtete. Ich wollte zehnmal gehen, und blieb immer sitzen. Das Gespräch nahm jetzt einen ruhigern Gang. Welch eine glückliche Familie! dachte ich in jeder Minute, die ich noch blieb. Die Mutter behandelte ihre Kinder mit einer so weichen, zarten Liebe, daß ich dafür keine Worte zu finden weiß, und die beiden Kinder hingen an ihr mit einer reinen Zärtlichkeit, welche diese Liebe verdiente. —

Ich war durch die herzliche Dankbarkeit dieser Menschen reichlich für meine Mühe belohnt; ja schon durch den Anblick dieser lieblichen Scene von häuslichem Glücke. Könnte ich Ihnen doch die ruhige Zufriedenheit dieser Familie auf das Papier hin zaubern! Das Mädchen sprach in der Stunde vielleicht nur zehn Worte; aber

ihre Stimme war so rein, so sanft, so lieblich, und dabei sagte sie Alles so richtig, und so leicht, daß ich mich noch jetzt freue, wenn ich wieder daran denke.

Ich versprach, als ich wegging, sie bisweilen zu besuchen; und das Mädchen lächelte dabei. „Soll ich, Mühmchen?" sagte ich lachend und scherzend. O, Sie sind ja so gut! antwortete sie mit Blicken, mit Tönen, die den Inbegriff der lieblichsten Herzlichkeit ausmachen.

Richter an Brauns.

L***.

Wie geht es, alter Guter? Geld! Geld! — Manchmal komme ich mir vor, wie der Schiffsjunge, der seine Mütze in das Loch steckte, durch das so viel Wasser einströmte, und vor Freude aufschrie, als es glückte, ob es gleich links und rechts so stark eindrang, daß alles Pumpen nichts helfen konnte. Wäre der Engländer nicht in der Nähe gewesen, wer weiß, ob wir noch lebten! — Sieh, ich komme mir mit dem Gelde

vor, wie der Schiffsjunge mit der Mütze. Da stopf' ich hier ein Loch zu, durch das die Noth hereinbricht, dort wieder eins; und während dessen schlägt mir das Elend über dem Kopfe zusammen. Aber schicke du nur Geld! Wir thun, was wir können, wie der Junge; der Engländer wird auch nicht ausbleiben, der uns von dem Pumpen befreiet und auf sein ruhiges Schiff nimmt. An Geld, vieler Noth ein Ende zu machen, fehlt es noch nicht, lieber Brauns; aber die Noth, die man abkaufen kann, ist die kleinste. Die Menschen sind alle Gesindel, das wenig taugt, den alten Brauns und Richter nicht ausgenommen. Alle, alle, lieber Freund! Was gab es nach einem harten Sturme, wo Himmel und Wolken das Schiff zwischen sich nahmen, um es zu zerdrücken — was gab es, wenn wir wieder ruhige See und heiteren Himmel hatten? Trunkenbolde, anstatt dankbarer Herzen. — Sieh, so nimmt mich hier wohl die Musik einmal, wie der Sturm das Schiff, zwischen sich, und drückt mir die Seele zusammen, daß mir die Augen naß werden. Da denk' ich denn: alter Richter, du bist doch ein guter

Mensch! Ich bin so sanft, so menschlich, habe allen Stolz, alle Güter des Lebens gänzlich vergessen; und nun läuft mir jemand über den Weg, der freilich in dieser Minute gegen mich ein Narr, oder der hart, stolz, eigensinnig ist: dann berausche ich mich, so gut wie die Matrosen, freilich nicht in Rum, aber doch in meinen Leidenschaften. Anstatt zu vergeben, verachte ich; anstatt demüthig zu seyn, wie ich glaubte, daß ich wäre, bin ich stolz und hart. Rührt mich etwas Gutes, das ich oder ein Anderer — Beides läuft auf Eins hinaus — gethan hat, so bin ich empfindlich, intolerant. Sieh, der Mensch bekommt sogleich an Fehlern wieder, was er durch irgend eine gute Empfindung wegschaffte. Sein Gewissen, wenn er eins hat, dient meistens nur dazu, ihm die Fehler Anderer zu zeigen.

Mein Schwager ist der Alte: reich, gesund, angesehen, redlich; und bei dem allen macht er sich das Leben so sauer, wie Einer. Warum? Um gar nichts. Er will Herr im Hause seyn. Seine Tochter betriegt und eine alte Base quält ihn; sein Sohn, ein guter Mensch, ist

unglücklich. Das thut alles nichts; er muß Herr im Hause seyn.

An eine solche Idee setzen die Menschen oft ihr ganzes Wohl. Mein Schwager will Herr seyn, und ist darüber nicht mehr Vater, hat darüber keinen Menschen, der ihn liebt. Der Sohn ist gut, brav, und hat Charakter. Schikke Geld, lieber Brauns; auch meiner Schwester Sohn muß Geld haben. — Da wohnt hier in L*** ein Herr von ***; der borgt von einer armen Witwe ihr Letztes, und weiß, daß er nicht wieder bezahlen kann. Wie muß einem solchen Menschen zu Muthe seyn!

Ich war schon entschlossen, der himmlischen Gerechtigkeit einmal ins Amt zu fallen, und kaufte für ein Paar tausend Mark Wechsel von dem Schurken auf, damit ich ihn setzen lassen könnte: so hatte ich mich erboßt. Aber da höre ich, daß dieser Mensch, bei aller Niederträchtigkeit, seinen alten Kutscher, der seit zehn Jahren an der Gicht krank liegt, und dessen Familie erhält. Ich erkundige mich näher, gehe selbst, und es hat seine Richtigkeit. Der Herr von *** ist ein ausgemachter Schurke; aber er

läßt doch den Kutscher, der ihn einmal unter flüchtigen Pferden weggerissen hat, keine Noth leiden. „Gott mag es richten!" sagte ich, und zerriß seine Wechsel.

Ich bin bei der Witwe gewesen, die er hat betriegen wollen. Mein Neffe geht da aus und ein. Das freuet mich, ob ich gleich gewaltig finstere Gesichter machte, als ich die Tochter sah; denn — Brauns! Brauns! wann werde ich das vergessen! — sie sieht aus, wie meine Tochter, als sie hinabstürzte — gerade so unschuldig, so freundlich, so gut. Ach, wenn ich jetzt ein Mädchen sehe, dem die Unschuld im Gesichte lacht, so ist es immer meine Julie. Alter, ich lebe zwar; aber es ist doch schwer, so allein zu leben! Schicke Geld. Gott befohlen!

Habe ich je einen Brief lustig geendigt, wie ich ihn wohl anfange? Sieh, wenn die Feder so langsam auf dem Papiere fortrückt, und die schwarzen Züge mahlt, die man erst versteht, wenn der Punkt da steht — so kommt sie mir immer vor, wie mein Schicksal. Werd' ich das

verstehen, wenn Gott einmal mit mir Punkt macht? Unter dem Schreiben hat man Zeit traurig zu werden. Die Hand geht langsam vorwärts, und die Seele windet um die geschriebenen Zeilen oft ganz andre Gedanken, als die Feder schreibt. Es würde dem Leser manchmal sehr wohlthun, wenn er die ungeschriebenen Zeilen lesen könnte. Die meinigen weißt du, lieber Brauns; sie heißen: Julie und Mariane. Gott befohlen!

Karl Jahns an Heinrich Müller.

L***.

Ja, mein Lieber, das ist es, was ich meine. In dem Häuschen der Witwe habe ich gefunden, was mein Herz suchte: gute, glückliche Menschen. Mutter und Kinder leben mit einander, für einander, ohne Sorge und ohne Haß. Wie soll ich Ihnen das ausdrücken? Sie sind arm, die Erfüllung ihrer Wünsche ist schwer, fast unmöglich; und gerade eben das, was bei tausend Andern Entrüstung und Elend hervor-

bringen würde, scheint die Quelle ihres Glückes zu seyn. Der Sohn soll studieren: dieser Eine Wunsch verschlingt alle andern; um ihn erfüllt zu sehen, sorgt die Mutter, arbeitet die Schwester; für ihn entziehen sie sich jeden andern Genuß, jene den Schlaf, diese allen Putz. Der Sohn will studieren, um Beiden bessere Tage zu verschaffen. Alle Drei arbeiten unablässig an ihrem gemeinschaftlichen Glücke. O, der mißtrauenlosen Güte! Der Sohn liest, schreibt; und ein Blick auf seine Mutter, auf seine Schwester, giebt ihm Muth und Anstrengung. Mutter und Schwester lächeln ihm zu, und schweigen bei ihrer Arbeit stundenlang, um ihn nicht zu stören; denn er arbeitet ja für sie. So vergißt von diesen drei Menschen jeder sich selbst, um für den andern zu leben; so schlagen hier drei Herzen für einander in ewiger Dankbarkeit, in Liebe, in süßen Aufopferungen, und die schönste Menschlichkeit hat in dem Häuschen dieser Witwe ihr Heiligthum.

O, und in dem engen Raume ihres Stübchens haben diese Menschen alles, was zum Vergnügen, sogar was zur Pracht gehört! Was

fehlte ihnen, das wir Reichen hätten? Nichts, in der That, nichts. Da steht ein kleines, elendes Klavier, aber groß und wohlklingend genug, um die Freude zu beleben. Nach einer Stunde Arbeit springt der Sohn auf, öffnet das Instrument, und spielt ein Lied. Mutter und Tochter singen mit wirklich schönen Stimmen leise dazu, und an diesem Concert haben sie mehr Freude, als wir an den unsrigen, wo Geschwätz und die Gegenwart so vieler unmusikalischen Menschen, denen man die lange Weile ansieht, die ganze Zauberei der schönsten Musik vereiteln. Ueber dem Klaviere hängt ein wirklich vortrefflicher Englischer Kupferstich: ein Knabe, der mit Thränen in den Augen zwei schönen Mädchen seinen Schiffbruch erzählt. Dies Blatt, das einzige im Zimmer, ist ein Geschenk von einem ehemaligen Mitschüler des jungen Silbermann, und für die Familie eine ganze Gallerie. O, Sie sollten sehen, wie das Gesicht der Tochter sich verklärt, wenn sie vor dieses Bild tritt! Sie sollten hören, wie mannichfaltig Mutter, Tochter und Sohn es nach den Bedürfnissen ihrer Empfindung kommenti-

ren; wie sie Trost, Muth und Liebe aus diesem einzigen Bilde schöpfen! Der Künstler würde in diesem Stübchen den schönsten Lohn seines Talentes ernten.

Wie wenig ist doch der Reichthum gegen einfache Genügsamkeit! Welch ein hohes Glück liegt in Vertrauen und stiller Liebe!

Könnte ich Ihnen doch die gutherzige Ruhe, die einfache, nichts bedürfende Selbstgenügsamkeit dieser Menschen schildern! Sie leben von einem Tage zum andern heiter bei Arbeit und Liebe, und schweifen mit keiner unruhigen Hoffnung in die Zukunft. Jeder Tag bringt sie ja der Erfüllung ihres einzigen Wunsches, den Sohn und den Bruder in einem kleinen Amte zu sehen, so sicher näher. Das hoffen sie so kindlich, mit so vielem Vertrauen, daß ich mein letztes Goldstück mit ihnen theilen würde, um sie diesen Glauben nicht verlieren zu lassen.

Selbst meine Besuche — ich meinte, es müßte Eindruck auf sie machen, daß ich, der Sohn eines so reichen und angesehenen Mannes, zu ihnen käme. Aber mit nichten! Sie sehen mich gern, weil sie mich lieben; das ist Alles. Die

Tochter nennt mich mit einer so ruhigen Freundlichkeit „Herr Vetter," als ob ich mit ihr erzogen wäre. Jeder kommt, geht, und treibt seine Geschäfte, ohne sich um mich zu bekümmern. Ich trage zu ihrem Glücke weiter nichts bei, als daß ich dem Sohne Bücher leihe, an denen es ihm fehlt, und daß ich ihn die Aussprache des Englischen lehre.

Um es Ihnen nur zu gestehen — bisweilen, wenn ich das Mädchen, die holde Unschuld ihres Gesichtes, die schlanke feine Gestalt, die heitre Schönheit betrachte, wünsche ich, daß ich ihr mehr seyn möchte, als ich bin. Ich setze mich zu ihr, und spreche; aber sie antwortet mir, gerade wie ihrer Mutter, mit einer Ruhe und Unbefangenheit, über die ich oft ein wenig verdrießlich werde. Sie sieht nicht, wie sehr ich sie achte; sie bedarf keines Herzens, das sie liebt: die Liebe ihrer Mutter und ihres Bruders ist ihr genug.

Der-

Derselbe an Denselben.

L***.

Sie warnen mich vor der Liebe, mein Guter. — Warum sollte ich es Ihnen nicht sagen? Ja, ich liebe das Mädchen; nur nicht, wie Sie meinen, mit jener heftigen, zerstörenden Leidenschaft. Ich liebe das Mädchen; das heißt — Sonderbar, daß ich Ihnen nicht sagen kann, was ich, und wie ich fühle! Vergleiche ich meine Empfindung mit dem, was man gewöhnlich von der Liebe sagt, so müßte ich wohl sagen: ich liebe sie nicht.

Ich sitze und sinne, lege die Hand an die Stirn, um Ihnen zu beschreiben, wie mir ist; und es ärgert mich, daß ich, so lange ich auch meine Empfindungen anatomire, Ihnen weiter nichts sagen kann, als: ich bin dem Mädchen gut. Ja, dieses nichts geltende Wort, diese kalte Redensart, drückt meine Empfindung aus. — Ich bin alle Tage hingegangen; und jedes Mal sagte ich zu mir selbst: welch ein vortreffliches Geschöpf! Jede Stunde, die sie mit mir sprach, gab mir immer stärker und lebendiger

den Anblick der schönsten Seele, eines reinen, richtigen Verstandes, und eines heitern, unschuldigen Herzens.

Es ist übel, daß gerade die höchste Schönheit, die reinste Tugend, sich nicht beschreiben läßt. Beschreiben Sie einem, der nie den Himmel gesehen hat, das reine blaue Gewölbe an einem schönen Sommertage. Von diesem erhabnen, einfachen Schauspiele kann man weiter nichts sagen, als: sieh es! Der Anblick läßt sich nicht beschreiben, weil er so höchst einfach ist. Und so verhält es sich auch mit der Vollkommenheit dieses Mädchens. Ich müßte Ihnen Wort für Wort alle ihre Gespräche hersetzen; aber dann würde ihnen wieder der Geist fehlen, der sie beseelt — das lebendige Lächeln bei diesem Worte, der zärtliche Ton bei jenem, das freundliche Auge, der stille versinkende Blick, die unmerkliche zärtliche Trauer in der Stimme, und dann das rasche Aufwallen der Freude in Ton, Auge, Gang und jeder Bewegung. Sagen kann ich nichts; aber ich fühle, wie lieblich dieses Mädchen ist.

In einem solchen Gespräche fasse ich mit

höchst zärtlicher Empfindung ihre Hand; mein Auge funkelt, meine Wangen glühen. Ich fühle im Innern, daß sie mich glücklich machen, daß sie mich lieben muß, wenn ich glücklich werden soll. Aber keine ihrer Empfindungen antwortet der meinigen; sie bleibt so ruhig, wie sie war, geht den Augenblick heiter an das geringfügigste Geschäft, verläßt, wenn es nöthig ist, das Zimmer, und sagt lächelnd: adieu!

Sie versichert mir auch wohl, daß sie mir gut ist, doch mit einer Heiterkeit, mit einer so unbefangenen Ruhe, daß ich beinahe die Hoffnung aufgeben möchte, jemals ihr Herz zu rühren. Zuweilen glaube ich, an kleinen Zügen zu bemerken, daß ich ihrem Herzen nicht gleichgültig bin; aber wenn ich dann wieder daran denke, wie sie neulich, als ihre Mutter wegen einer Schwäche zu Bette liegen mußte, die ganze Zeit, die ich da war, bei ihr in der Kammer blieb, und auch nicht einen Augenblick fand, mir ein Wort zu sagen; wenn ich sehe, wie sie über ihren Bruder mich so gänzlich vergißt, und dann wieder — Ich fühle nur, daß ich Theil an ihrem Herzen haben muß. Stundenlang

spreche ich sie allein, nehme mir vor, das Gespräch in's Leidenschaftliche zu spielen, und leite auch schon dazu ein; sie blickt mich aber verwundert an, glaubt, ich wolle scherzen, lacht, und ist sogleich wieder in ihrem ruhigen Tone.

„Unschuld!" werden Sie sagen; und auch ich denke das. Müßte ich glauben, es wäre Gleichgültigkeit gegen mich...! Wäre ich mein eigener Herr, könnte ich, was ich wünsche; sie würde, trotz ihrer kalten Ruhe, in wenigen Wochen meine Gattin. Ihre Liebe zu mir wäre dann wie die Liebe zu ihren Verwandten; sie würde glücklich seyn, und mich glücklich machen. Denn, sagen Sie, was ist die leidenschaftliche Begierde in der Liebe anders, als bei dem Manne versteckte Sinnlichkeit, und bei dem Weibe rege Eitelkeit? Sie würde mich wie ihren Bruder lieben; und — ich sollte verlangen, was sie nicht geben kann, ohne ihre reine Unschuld, ihre einfache Demuth zu verlieren?

Diese hoffnungsvollen Träumereien, lieber Freund, führen mich jetzt leicht über den rauhen Weg, den ich mit meinem Vater gehen muß. Meine Seele ist bei dem Mädchen; ich

überhöre meines Vaters harte Vorwürfe, und der alten Judith heilige Ermahnungen. Adieu.

Derselbe an Denselben.

L***.

Ich habe Ihnen allerlei Nachrichten von mir zu geben. Zum Exempel — mein Vater hat sich vorgenommen, mich zu verheirathen, und zwar an eine gewisse Mamsell Willmanns, deren Großvater den Grund zu seinem nachherigen Glück gelegt hat. Dazu ist er fest entschlossen; und ich bin eben so fest entschlossen, sie nicht zur Frau zu nehmen. Auf den Ausgang der Farce, die wir einem hohen Publikum auf unsere Kosten geben werden, bin ich selbst ungemein begierig; denn, sehen Sie nur, wir Schauspieler haben unsre Rollen ganz zum Erstaunen einstudiert. Mamsell Willmanns ist, wenn sie uns besucht, unerträglich freundlich, sitzt bei der alten Judith ganze Stunden, giebt ihr eine Geschichte aller Familien in der Stadt, und zählt ihr alle heimlichen Sünden auf, die begangen sind, oder noch begangen werden können.

Judith betet jetzt nie, ohne die allerliebste Mamsell Willmanns mit in ihr Gebet einzuschließen. Die alte Madame Willmanns rechnet meinem Vater, um seine Dankbarkeit im Gange zu erhalten, beständig vor, was ihr Vater an ihm gethan hat; und mich — mich betrachten sie Alle wie einen Ballen Waaren, der zum Verkaufen zu schlecht, aber zu einem Beweise der Dankbarkeit noch immer gut genug ist.

Himmel und Erde! dahin wäre es gekommen? Mein Vater verhandelt mich, und hinter meinem Rücken! Noch hat man mir nicht ein Wort davon gesagt; aber richtig, dafür stehe ich Ihnen, ist Alles, bis auf die Ablieferung der Waare.

Und die Art, wie ich es erfuhr! — Gieb mir Geduld, guter Himmel! sag' ich mir jeden Augenblick. — Vom Comptoir gehe ich nur zu der Familie Silbermann; also könnte man wohl mehr thun, als mich verloben, ohne daß ich es merkte. Ich hatte nach und nach meine Bücher dahin geschafft, und mich dort ganz eingerichtet. Meine schönsten Kupfer hangen bei Augusten (so heißt das theure Mädchen), und ich

lehrte sie zeichnen. O, ich lebte da Stunden voll Seligkeit. Mir fehlte, um ganz zu dieser Familie zu gehören, nur noch ein Nahme. Aber wenn sie mich auch Sohn, Mann und Bruder nennten, sie würden mich nicht mehr lieben, als jetzt, da ich nur ihr Freund oder Bekannter bin.

Mein Vater ging, wie alle Jahre, einen Monath auf das Land. Ich hatte mir seinen Unwillen zugezogen; er wollte mich bestrafen, und sagte rauh: „du bleibst!" Lieber Gott, ich hätte ihm die Hände dafür küssen mögen.

Nun hatte ich einen ganzen Monath, eine Ewigkeit, glücklich zu seyn, und ich ließ keinen Augenblick davon verloren gehen. O, diese Tage des Glückes, der höchsten menschlichen Freude, müssen für mich wiederkommen! Wie will mein Vater den Kampf mit mir aushalten; mit mir, der ich tausend Leben, wenn ich sie hätte, an noch Einen solchen Monat setzte! — Eine kleine Krankheit der Mutter kam mir zu Statten. Der Arzt rieth Bewegung an, und ich schlug eine Spazierfahrt vor. Die Mutter fand das bedenklich, weil sie eine arme Witwe wäre;

doch ich wußte bald Rath zu schaffen. Sie und Auguste verhüllten sich in dichte Kappen, und wir gingen vor das Thor, wo uns schon der Miethswagen eines Menschen erwartete, der mir vollkommen ergeben ist, weil meine selige Mutter ihn durch mich einmal aus Noth und Elend gerettet hat. Das für Augusten ganz neue Vergnügen zu fahren, hob ihre natürliche Heiterkeit. Wir fuhren nach Z***. Sie kennen ja das liebliche, einsame Dörfchen mit seinem schönen Wäldchen, das Niemand aus L*** besucht, weil kein Tanzsaal darin ist. Für Essen und Trinken hatte ich gesorgt, und wir brachten Herzen voll Freude mit.

Errathen Sie nun bald? Hier in diesem lieblichen Gehölze, wo tausend Nachtigallen schlugen, lagerten wir jungen Leute uns erst mit der Mutter, und schwärmten dann umher. Auguste, die vielleicht nur alle Monathe einmal einen kurzen, langsamen Spaziergang auf dem Werder unter den Weiden macht, war in der vollen, schönen Natur sehr fröhlich. Denken Sie Sich das liebliche Mädchen mit rosenrothen Wangen, mit lachenden Augen, mit dem hohen Genusse

eines so seltnen Vergnügens in der Brust, wie sie sich ihrer Freude ganz überläßt, jetzt umherschwärmt, nachdem sie einige Augenblicke neben mir auf dem Boden gesessen hat, dann mit fröhlicher Stimme laut singt, dann ein Echo anruft, über das sie erstaunt, weil sie zum ersten Male eins hört, aber bald, weil ein Bauer durch das Wäldchen geht, sich furchtsam und beschämt wieder zu uns schleicht. — Nun ging sie an meiner Seite hüpfend in das Dorf, eine Milch zurecht zu machen und den Braten aufzuschneiden. Wenn Sie doch wüßten, welch ein Geist des angenehmsten Zutrauens aus diesen kleinen Geschäften, die man gemeinschaftlich verrichtet, hervorgeht!

Denken Sie nun, wie wir da im Grase unter den Bäumen aßen, und scherzten, als das einzige Glas Champagner, wozu ich Augusten beredete, den Lauf ihres Blutes schneller machte. Einen glücklichern Tag werde ich nie wieder haben! Es war, als bräche ihre Liebe nur in der Freude hervor, wie bei Andern nur in Schmerz und Verzweiflung. Sie hing mit einem seelenvollen, kindlichen Vertrauen an mir,

weil sie sich glücklich fühlte. — Manchen Abend besuchte ich mit ihr und ihrem Bruder heimlich das Schauspiel. So lebten wir einen Monath, und waren sehr glücklich. Jetzt zeigten sich bei ihr zuweilen Spuren einer hohen, fühlenden Liebe. Ein stiller Blick, ein leiser Seufzer, ein Händedruck, ließen mich einen Augenblick in das schöne Herz sehen, das sich selbst nicht kannte.

„Ob ich krank werden soll?" sagte sie mir einmal mit einem himmlischen Zutrauen. — Wie so? — „Mir ist jetzt bisweilen so bange, so . . . ich weiß selbst nicht, wie. Ich habe nie an Ahnungen geglaubt, und doch wollt' ich schwören, daß mir etwas bevorstehen muß. Mein Herz ist so unruhig, als ob ich unglücklich werden sollte; und doch bin ich jetzt so glücklich, wie ich noch niemals war." — Nun wie ist Ihnen denn, Auguste? fragte ich lächelnd. — „Ja ich wollte, Sie fühlten es selbst; beschreiben kann ich es nicht. Glauben Sie wohl, daß ich bisweilen so einfältig bin, zu denken, Ihnen müsse ein Unglück zugestoßen seyn? Es ist mir, als hörte ich Sie gehen, seufzen — gerade, als ob Sie Sich nach uns sehnten."

Da haben Sie nicht unrecht, liebe Auguste. Ich sehne mich jeden Augenblick nach Ihnen; und so ist es mir lieb, sehr lieb, daß Sie meinen Gang und meine Seufzer hören.

Sie lachte; aber dabei versicherte sie mir sehr eifrig: es wäre ihr immer, als müßte ich kommen. Ich war gerührt wie ein Kind, faßte feierlich ihre Hand, und sagte sehr ernst: Gott gebe, liebe Auguste, daß wir uns, so lange wir leben, nach einander sehnen!

Sie sah mich starr an, und auf einmal stiegen Thränen in ihre Augen. Doch nicht lange, so lachte sie wieder, und sagte: „sehen Sie nur, so ist es! Was war da nun an Ihrer Antwort zu weinen? Aber so bin ich jetzt!" Ich faßte ihre Hand, und drückte sie an meine Augen, die auch nicht trocken geblieben waren. Sie sprang auf, und verließ mich mit einer Art von Heftigkeit.

Die Mutter ahnet, daß ich Absichten auf Augusten habe; doch zugleich scheint sie es für unmöglich zu halten, daß ich es ernstlich meinen könne. Sie gab mir einmal, als wir Beide allein waren, zu verstehen, daß ihre Tochter

vielleicht Hoffnungen fassen möchte, die sie unglücklich machen würden. Ich fragte lächelnd: Sie halten mich doch für rechtschaffen? — Ihre Antwort war ein freundlicher Blick. — Nun, so will ich mir das zur Warnung gesagt seyn lassen. Meinten Sie es nicht so, liebe Base? — Sie seufzte. „Aber Auguste," fing sie nach einigem Nachdenken wieder an, „darf von unserm Gespräche nichts wissen." — Der ganze Sommer verging sehr glücklich. Augustens reine Liebe entfaltete sich immer mehr; doch endlich kam der Tag, an welchem sie die erste Thräne des Kummers weinen sollte.

Ich ging, wie gewöhnlich, zu der Familie. Auguste sah unruhig aus, und ihre Augen schienen roth zu seyn. Sie empfing mich freundlich, aber etwas heftig. Ihre Unruhe nahm zu, und die Mutter seufzte einige Male. Ich sah Beiden abwechselnd in's Gesicht, vermuthete einen häuslichen Verdruß, und fing ein gewöhnliches Gespräch an. Die Mutter schien mehr als Einmal etwas auf der Zunge zu haben, und es gewaltsam zu unterdrücken. Endlich sagte sie mit einem Seufzer, den sie verbergen wollte: „und

Sie sind Bräutigam, Herr Vetter?" — Ich? fragte ich lachend, von wem denn?

Von der Mamsell Willmanns! Der Prokurator Grohmann hat ja vorgestern die Ehestiftung in Ihrem Hause aufgesetzt.

Ich hatte daran noch mit keinem Gedanken gedacht; jetzt aber war es mir auf Einmal hell, daß es sich so verhielt, wie die Mutter sagte. Ihre Worte durchdrangen mich, wie ein nagendes Gift. Ich legte die Hand vor die Stirn, und rief in der Betäubung: „ja, bei Gott! Sie haben Recht!" Jetzt verstand ich das Gezischel, und begriff den Besuch des Prokurators Grohmann; jetzt war mir Alles klar und deutlich. Der Gedanke, verkauft zu seyn, ohne daß man mich befragt hatte, erbitterte mich. Ich sprang auf, nahm meinen Hut, sagte Adieu, und eilte nach Hause.

Mein Vater war ausgegangen. Judith schwatzte — ich weiß nicht was. Ich warf meinen Hut heftig auf den Tisch, und trat ihr näher. Mein Oheim faßte meine Hand, und sagte in seinem gewöhnlichen Tone: „geh auf dein Zimmer, junger Mensch! Dir steht der Zorn

auf der Stirn. Nach einer Stunde magst du der frommen Judith antworten." — Wie? rief ich erhitzt; wie? Hier, hier . . . — Er schob mich zur Thür hinaus, und ging mit mir. — „Mit wem willst du eigentlich zanken, Wilhelm? Ist es dir gleichviel, ob mit Diesem oder Jenem, so nimm mich." — Ich bin an die Willmanns verkauft! rief ich. — „Verlobt!" sagte mein Oheim kalt; „du und dreißig tausend Thaler. Dir scheint das nicht zu gefallen, Wilhelm. Hast du Ruhe genug, mich anzuhören?"

Ich nahm einen Stuhl. Er setzte sich neben mich, ergriff meine Hand, und sagte in einem sehr ernsten, aber auch sehr zärtlichen Tone: „es ist ein großes Verdienst, junger Mensch, seinem Vater zu gehorchen, selbst in unbilligen Dingen."

Das sagen auch Sie, lieber Oheim? Ich wendete mich zu ihm, und sah ihn starr an.

„Ich sage das; gerade ich. Ein ungehorsamer Sohn spielt eine schwere Rolle, auch wenn er Recht hat. Ich kenne sie; denn ich habe sie ganz ausgespielt. Hast du Lust, einen alten Mann erzählen zu hören, der auch einmal jung

war, wie du? Mein und deiner Mutter Vater war ein harter Mann, und ich ein Bursche voll Kraft und Lebens, der seinen eigenen Willen hatte, und dem nichts in der Welt zu hoch schien. Als ich ein Zwanziger war, und deine Mutter achtzehn, da sollten wir heirathen. Ich wollte so wenig, wie sie, weil ich in England ein Mädchen kennen gelernt hatte, das ich mit vollem Herzen liebte." Er wischte sich eine Thräne aus den Augen; dann fuhr er gerührt fort. „Ich war nicht mit dem Mädchen versprochen, und konnte also thun, was mir recht schien. Nun schien es mir aber recht, glücklich seyn zu wollen, und nicht, meinem Vater zu gehorchen. Deine Mutter war stärker als ich. Sie heirathete deinen Vater, obgleich ein junger, edler Mann ihr Herz hatte. Nach und nach vergaß sie ihre Liebe, und sie ist glücklich gewesen: sie war Mutter, und konnte ihrem Vater die Augen zudrücken. Ich ging, weil mein Vater nicht wollte wie ich, in die Welt. Da hatte ich denn Verbindungen, Freunde, Glück, erwarb mir Vermögen, und bekam das

Mädchen, das ich liebte, zur Frau. Sie gab mir eine Tochter."

Hier schwieg er lange. Er schien Muth zu sammeln, fing einige Male an, und stockte wieder. Endlich fuhr er fort: „ich war glücklich, sehr glücklich, und danke Gott dafür. Und was war mein Glück? Gatte, Vater zu seyn. Auf einer Seereise, die wir Alle machen mußten, wurde meine Frau in einem langen Sturme krank. Sie starb, weil wir weit verschlagen waren und es ihr an aller Erquickung fehlte. Der Körper wurde in's Meer versenkt. Meine Tochter, meine Julie, folgte dem Leichnam auf das Verdeck. Sie stand weinend an der Oeffnung der Galerie, und bog sich hinaus. Ein Windstoß, eine Welle; — sie stürzte hinüber, sank . . . und ich . . ." — Hier stand der alte Mann auf, und ging an das Fenster. Nach fünf Minuten kam er wieder.

„Ich möchte für aller Welt Glück nicht, daß sie nicht meine Frau und Tochter gewesen wären; aber hätte ich meines Vaters Willen befolgt, so würde ich Weib und Kind nicht so ver-

verloren haben. Wärest du stark genug, mein Sohn, diesen Gedanken, der sich aufdringt, nicht anzunehmen? Es ist verdienstlich, ein gutes Kind zu seyn. Deine Mutter hat es in der letzten Stunde ihres und meines Vaters erfahren, als sein sterbender Mund nur sie mit frohen Dankgebeten nannte."

Sie glauben nicht, wie tief diese Worte in mein Herz drangen. Ich antwortete nicht, legte die Hand an die Stirn, und eine Stimme in meinem Herzen sagte: er hat Recht. Unterdessen ging er ruhig im Zimmer auf und nieder, bis ich die Hand von den Augen wegnahm und ihn ansah. Er runzelte die Stirn, und hob langsam an: „wie es scheint, Wilhelm, hast du Lust, den Ehrenkranz der Selbstüberwindung zu verdienen. Wenn dein Vater jetzt hier wäre und sagte: lieber Sohn, thu es mir zu Liebe; ich glaube, er hätte gewonnen. Ein junger Mensch muß freilich rasch seyn zum Guten, muß in Feuer und Wasser springen, ohne zu fragen: wie heiß ist jenes, und wie tief dieses? Das aber, lieber Wilhelm, ist nicht Tugend, so wenig wie die kalte Besonnenheit der Graukôpfe.

Pyrrhus schlug die Römer öfters; und zuletzt war er doch der Ueberwundene. Ein schönes Bild für Jünglinge, und für alle Menschen. Sieh, Wilhelm, es ist der Menschen Unglück, daß sie einen rasch gefaßten, edlen Entschluß schon für Tugend halten. Wäre es mit edlen Entschlüssen gethan, es gäbe keine tugendhafteren Wesen als die Menschen. Die edle Entschließung ausführen, ist immer noch sehr wenig; das Opfer, welches man der Tugend gebracht hat, nicht bereuen, und es tausendmal wieder bringen: das, Wilhelm, das allein ist Tugend. Ueberlege! Dein Vater will, du sollst die Willmanns heirathen. Ihm gehorchen, ist wenig. Aber du sollst deine Frau lieben, sie glücklich machen, ihr verschweigen, daß du deinem Vater ein Opfer gebracht hast; du sollst glücklich in ihren Armen werden. Nicht vorn am Anfange der Laufbahn hängt der Kranz für den Sieger, sondern ganz am Ende. Die Jünglinge, und, leider, wir Menschen alle, glauben gar zu gern, auslaufen heiße schon siegen. — Du sollst über die Zufriedenheit deines Vaters, aber auch über das Lebensglück der Willmanns

entscheiden. Besinne dich, wähle; und dann handle, als ein Mann!"

Nun warf ich mich an seine Brust, und entdeckte ihm meine Liebe zu Augusten. Er hörte mich ruhig an. Als ich fertig war, und auf seine Antwort hoffte, stand er auf, und sagte: „hm! hm!" Ich bat ihn um seine Meinung. „Es ist nichts leichter, Wilhelm," fing er mit Kopfschütteln an, „als seine Meinung über jeden Fall in der Welt zu äußern. Ich könnte dir zum Exempel sagen: du bist ein junger Mensch, der sich leicht täuschen läßt; die Liebe vergeht, wie alle Leidenschaften; der Mensch kann, was er ernstlich will. Im Allgemeinen hat das auch seine Richtigkeit. Aber deinen Fall kann ich nicht beurtheilen, und kaum du selbst kannst es. — Ueberlege, was recht ist, prüfe ruhig, denke an die ungewisse Zukunft, stelle dich zwischen deinen Vater und deine Geliebte; denke dir, daß der Augenblick deiner Wahl der letzte deines Lebens wäre, und dann wähle! Der Mensch soll nicht glücklich, er soll gerecht seyn: das vergiß nicht! Dann wähle, dann sey ein Mann, und handle."

Mit diesen Worten ging er, und überließ mich meinen Gedanken. Ich habe geprüft, und werde handeln. Darf ich Augusten versinken lassen? Sagen Sie, darf ich? Und wollte ich mein Glück nicht achten: darf ich Augusten opfern? Ich bin zu Allem entschlossen, zu Allem, nur nicht Augusten fahren zu lassen. Es wird schreckliche Scenen geben; doch ich muß, ich muß! Leben Sie wohl.

Derselbe an Denselben.

L***.

Es ist vorüber. Ich fühle mich besser, freier größer, edler. Den Tag nachher, als ich meinen letzten Brief an Sie geschrieben hatte, als ich eben im Begriff war, zu Augusten zu gehen, und ihr zu sagen, daß sie meine Gattin werden solle, kam ein Bedienter, und bestellte mir: ich möchte zu Hause bleiben, weil Gesellschaft käme, bei der ich nöthig wäre. Um drei Uhr fuhren Willmanns vor, Mutter und Tochter prächtig gekleidet; dann kamen Herr und Frau

von ***, eben die, mit denen ich den Handel wegen der tausend Mark gehabt habe, nahe Anverwandten von Willmanns; dann ein Paar Notarien, dann unsre ganze liebe Sippschaft, ein Schwarm sehr demüthiger Basen und Tanten. Ich wurde gerufen. Mein Oheim kam mir an die Saalthür entgegen, und sagte: „hast du überlegt?“ — Ja. — „Bist du entschlossen?“ Ja. — „So geh' in Gottes Nahmen! Man erwartet dich.“ Als ich in den Saal trat, hefteten Aller Blicke sich auf mich, und bald entstand ein allgemeines Gesumse, weil man anfangen wollte zu gratuliren. Mein Vater befahl mit einem lauten Pst! Stillschweigen, und jeder zog sich wieder an seinen Stuhl zurück.

Nun hob mein Vater, in der That freundlich genug, an: „Ihr Beiden, du und deine Schwester, mein Sohn, seyd hier die Hauptpersonen. Du bist schon lange meiner Herrschaft müde gewesen, und ich will dich heute lossprechen.“ Er faßte sehr bewegt meine Hand, drückte sie, und streichelte mir die Wange. Lieber Vater, sagte ich sehr freundlich, gewiß sehr kindlich, und führte seine Hand an meinen

Mund — geben Sie mir nur eine Minute allein Gehör; nur eine einzige Minute. Es hat sich etwas ereignet . . . — „Sind etwa Briefe aus England da?" unterbrach er mich. Ich führte ihn, anstatt zu antworten, durch ein Cabinet in ein entferntes Zimmer.

Liebster Vater, hob ich an — „Großer Gott!" rief er; „es sind Briefe da! Ist alles mißlungen? Sprich!" Ich versicherte ihm, daß nur von mir selbst die Rede wäre. — „So?" sagte er; „nun, das hätte wohl Zeit gehabt!"

Sie wollen mich verheirathen, lieber Vater, und an Mamsell Willmanns?

„Ja!"

Haben Sie überlegt, lieber Vater . . .?

„Du willst deinen Vater ermahnen, zu überlegen? . . . Ja; es ist Alles, wie es seyn soll."

Nein, mein guter Vater, es ist nicht Alles, wie es seyn soll.

Er sah mich starr an. „Nun? was denn nicht? Willmanns sind freilich herunter gekommen; aber desto ansehnlicher ist dein Etablissement."

Liebster Vater, wollen Sie denn gar keine Rücksicht auf mich nehmen?

„Wie denn so? Was schwatzest du, junger Mensch? Von dir ist ja eben die Rede!"

Aber auch von meinem Glücke?

„Sieh in den Kontrakt; ich wette . . . Wilhelm, dreißig tausend Thaler!"

Also um elender dreißig tausend Thaler...

„Bist du von Sinnen? Elende dreißig . . . Wie! elende?"

Lieber Vater, ich habe keine Neigung zu der Mamsell Willmanns.

„Das ist mir lieb; ich kann das Lecken vor der Hochzeit ohnehin nicht leiden."

Ich werde nie in meinem Leben Neigung zu ihr bekommen.

„Wilhelm!" sagte er, mich betrachtend, mit ernsterer Stimme: „du bist ein Narr. Wie kann man das voraus wissen? Komm! Die Leute warten auf uns."

Ich werde nie der Mamsell Willmanns meine Hand geben.

„So? du willst nicht? Das werden wir den Augenblick sehen! Komm!"

Vater, setzen Sie das Mädchen, setzen Sie sich selbst nicht in Verlegenheit. Ich bin fest entschlossen.

„Ja, ja!" murmelte er in Absätzen, und seine Stirn zog sich in Falten. „Das hättest du wenigstens früher sagen müssen. Jetzt ist es zu spät. Komm! Marsch!" — Er ergriff meinen Arm.

Ich habe es nicht früher gewußt.

„War auch nicht nöthig. Du unterschreibst, wenn ich es befehle; und damit holla!"

Vater! bei Gott!

„Marsch! Ich will doch sehen." — Er führte mich in den Saal.

„Eine kleine unangenehme Nachricht!" sagte er, und suchte sich zu erheitern; „sie hat aber gar nichts zu sagen. Herr Notarius, lesen Sie da den Ehekontrakt zwischen meiner Tochter und Herrn Rohr. Nun in Gottes Nahmen gratulirt! setzte er befehlend hinzu. Das Betragen meiner Schwester empörte mich. Sie nahm die Gratulationen freundlich an, legte nachher den Kopf auf die Seite, betrachtete mit einer listigen Miene ihren Bräutigam von oben

bis unten, lächelte bedeutend, und sagte, daß es die Nahestehenden, und Rohr selbst, hören konnten: er nimmt mein Geld, und ich einen Mann! voilà l'affaire!

Sie unterschrieb. Nun heftete mein Vater einen drohenden Blick auf mich, nahm dann den zweiten Kontrakt, und wollte schon anfangen, zu lesen. Ich unterbrach ihn eilig: Vater, lesen Sie nicht ein Wort. Mein Herz hat selbst gewählt; ich habe eine Braut. Es giebt eine Gränze, wo die väterliche Gewalt aufhört, wo des Kindes Gehorsam endigt. An dieser Gränze stehe ich jetzt, mein Vater. — Ich sagte das in der That mit vieler Ruhe und kalter Entschlossenheit, die mir der Leichtsinn meiner Schwester gegeben hatte. Mein Vater betrachtete mich mit blitzenden Augen. Alle Uebrigen, besonders die Willmanns, waren höchst verlegen. Ich verbeugte mich, und wollte gehen. „Bleib!" rief mein Vater im höchsten Zorn, und trat vor die Thür. Er gab die Ehestiftung dem Notarius, daß er sie vorlesen sollte. — „Schwager," sagte mein Oheim kalt; „die Braut, die wir Alle noch nicht kennen, wird

es dir nicht danken, wenn du sie bekannt machst.“ Mein Vater war über mein ihm so höchst unerwartetes Benehmen bestürzt. Er sah meinen Oheim starr an, und rief heftig: „er soll aber gehorchen!“ — Lieber Bruder, ich habe nichts dawider, sagte mein Oheim ruhig; aber du beleidigst die unschuldige Braut, wenn du jetzt den Kontrakt lesen lässest.

Das Gesicht der alten Willmanns war hoch roth geworden, und man sah darin ganz deutlich große Angst. Nein, sagte sie auf einmal, und trat vor: wenn eine Sache so weit gekommen ist . . . — Die Tochter schien den Zorn bekämpfen zu wollen, der sich in dem angestrengten Gesichte zeigte; doch bald brachen ihre, wahrhaftig nicht schönen, Thränen hervor, und sie sagte: ich bin die Unglückliche! Mein Vater wendete sich drohend zu mir. „Siehst du?“ sagte er dann zu meinem Oheim. Das hieß, wie man deutlich hörte: ich bin nicht Schuld daran, daß man nun weiß, wer die Braut ist. Er warf den Kontrakt auf den Tisch, stampfte mit dem Fuße, und rief dann auf einmal laut: „er soll!“ Judith ging hinter mir auf und nie-

der, und sagte einmal über das andere, die Hände ringend: des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser! — Ich kann Ihnen das Häßliche, das Gemeine der Scene nicht lebendig genug schildern. Herr von *** näherte sich mir, und sagte: vous remarquerez, s'il vous plait, mon ami, qu'il faudra vous rendre, par bienséance au moins. Es wird sich geben, sagte er versichernd, und wollte mich zum Tische führen. Das machte mich böse. Ich sah ihn scharf an, und er ließ meine Hand wieder los. „Liebes Kind," sagte mein Vater, und führte die Mamsell Willmanns an den Tisch —: „haben Sie Lust zu unterschreiben? Er soll; wahrhaftig, er soll!" — Ich wette meinen Kopf gegen einen Heller, Bruder, rief mein Oheim eilig; Mamsell Willmanns unterschreibt nicht. Es ist unmöglich! — Denken Sie Sich meinen Widerwillen! Das Mädchen sah meinem Oheim einen Augenblick ins Gesicht, und nahm dann die Feder. Die Mutter sagte: „deinen vollen Nahmen! recht deutlich!" und die Tochter unterschrieb.

„Il faut faire son possible, Monsieur,"

sagte mein Oheim sehr komisch zu dem Herrn von ***.

Oui, Monsieur; c'est ce que je ne fais que de repeter, antwortete er.

„Et c'est ce que j'ai fait tout à l'heure!" erwiederte mein Oheim, beinahe laut lachend. (Verstehen Sie das? Mein Herz hat eine Ahnung.)

Sagen Sie, war es möglich, daß man jetzt noch glauben konnte, ich würde unterschreiben? Mein Widerwille gegen das Mädchen hatte den höchsten Grad erreicht, und ich fand keine Neigung mehr in mir, ihrer zu schonen. „Nun?" rief mein Vater, und winkte mir zu. — Ich habe jetzt gar nichts mehr zu sagen, antwortete ich ruhig. Man ist hier von allen Seiten seiner Sache so gewiß, daß man über den Mangel meiner Unterschrift wohl hinweg sehen wird. — „So geh, Bösewicht!" rief mein Vater im höchsten Zorne.

Ich ging nicht einmal erst auf mein Zimmer, sondern sogleich zu Augusten: aus dem Vorhofe der Hölle in die Gefilde der Seligkeit. Unterweges fiel mir wieder ein, in welchem Zu-

stande ich Augusten das letzte Mal, vor drei Tagen, verlassen hatte. Ich dachte an ihre Unruhe, ihr verweintes Auge, und eilte. Sie hatte mich schon von Weitem gesehen, und kam mir bis in die Hausthür entgegen. Es war etwas Seltsames, etwas Scheues in ihrem Betragen. „Ach, Gott Lob," sagte sie, wie in sich, „daß Sie doch nur wiederkommen!"

Habe ich denn das nicht gewollt, Auguste? oder sollte ich etwa gar nicht wieder kommen? — Sie wurde verlegen. „O nein," sagte sie erröthend; „aber ich dachte, oder vielmehr die Mutter . . . Sie sind in drei Tagen nicht hier gewesen!" sagte sie halb und halb trotzend, doch in Scherz. Die Mutter empfing mich sehr freundlich, aber doch etwas förmlicher, als gewöhnlich. Wir fingen ein Gespräch an; allein es stockte mit jeder Minute. Ich fragte Augusten nach ihrer Zeichnung, die schon vor drei Tagen beinahe vollendet gewesen war; und sie hatte gar nicht daran gearbeitet.

Mit Ungeduld wartete ich auf die Stunde, da die Mutter, nach der Einrichtung ihres klei-

nen Hauswesens, uns allein lassen mußte; heute saß sie aber unverrückt auf ihrem Stuhle, und spann. Man sprach nicht von meiner Heirath, und ich bemerkte, daß Auguste sich in Acht nahm, nur von weitem darauf zu kommen. Sie war ängstlich, und sah oft ihre Mutter an, als ob sie fragen wollte: spreche ich auch nicht zu viel? Auf einmal fuhr mir, ich weiß selbst nicht wie, der Gedanke durch den Kopf, das könne so verabredet seyn. Ich schlug Augusten, da es ein schöner mondheller Herstabend war, einen Spaziergang vor, wie wir schon öfter einen gemacht hatten. Die Mutter suchte eine Entschuldigung, die ich aber nicht gelten ließ. Auguste mußte ihren Mantel umnehmen, obgleich die Mutter nur seufzend einwilligte.

Ich ging, ohne auf Augustens Einwendungen zu hören, zu der Wasserpforte hinaus, längs den Weiden am Flusse hin, wo ich nun mit ihr allein war. Liebe Auguste, sagte ich ganz ruhig; ich weiß nicht, wie es mir heute bei Ihnen vorkam: gerade, als ob Sie mich nicht gern gesehen hätten.

„Ach, um des Himmels willen, nein! Das nicht; nein, das nicht!" sagte sie, und wendete sich zu mir.

Was denn aber sonst, liebe Auguste? fragte ich schnell. (Ihre Antwort war ein Seufzer.) Nun, da seufzen Sie wieder! Sie sollen mir sagen, was Sie haben. — Sie besann sich, seufzte noch einmal, und schwieg; aber sie ließ eine Thräne auf meine Hand fallen, mit der ich die ihrige hielt. Liebe Auguste, Sie weinen? Bin ich denn nicht mehr Ihr Freund? Ich bitte, sagen Sie mir Alles.

„Ich darf nicht," erwiederte sie schluchzend; „meine Mutter hat es mir verboten."

Liebe Auguste, sagte ich zärtlich, und legte meinen Arm um ihren Leib: Sie dürfen mir nicht sagen, warum Sie weinen? mir nicht?

„Ach, es ist viel, recht viel vorgegangen. Ich bin sehr traurig gewesen."

Warum denn aber? — — Nun wünschte ich, mein Lieber, ich könnte Ihnen die Worte des Mädchens, wie sie aus ihrem vollen Herzen hervorkamen, mit allen den Beugungen der Stimme, mit allen den Seufzern, allen den

Verbesserungen, dem kleinen Stocken, den Bewegungen ihrer Hände und ihres Gesichtes auf das Papier zaubern, um Ihnen von den süßen, überseligen Gefühlen meiner vollen Brust einen Begriff zu machen.

„Ach," hob sie nach einem kleinen Stillschweigen an: „ich weiß nicht, ob ich recht daran thue, es Ihnen zu sagen; und doch sagte ich es Niemanden auf der Welt lieber, als Ihnen. Sehen Sie, es ist alles so wunderlich. Meine Mutter denkt . . . und ich fühle, daß sie gar nicht weiß, was ich . . . Aber recht sehr traurig bin ich gewesen." — Sie besann sich wieder. — „Nein, ich darf nicht."

Sie dürfen mir Alles sagen, theures Kind. Auguste, wenn ich, wer weiß was, auf dem Herzen hätte, ich müßte es Ihnen entdecken.

„Aber," fiel sie schnell ein: — „Sie verschwiegen mir doch, daß Sie die Mamsell Willmanns heirathen werden!"

Davon hernach, Auguste. Ich werde sehen, ob Sie mich lieb haben, wie ich Sie.

„Ja, (weinend) eben . . . daß ich Sie, und daß Sie mich lieben, sagt meine Mutter! Gerade

rade mit Ihrer Verlobung ging es an. Mein Bruder, der es von dem jungen Grohmann gehört hatte, kam nach Hause, und erzählte es. Anfangs ging es noch; je länger ich aber so da saß und daran dachte, daß Sie heiratheten, desto weher that es mir. Meine Mutter sah mich von Zeit zu Zeit mitleidig an, und ich wollte mich ganz froh stellen; doch auf einmal fing ich an zu weinen. Da winkte mir meine Mutter, ich sollte mit ihr in die Kammer gehen. Nun umfaßten wir uns Beide, und ich legte mein Gesicht an ihre Brust. Sie weinte, und dann sagte sie: armes, liebes, unglückliches Kind! Ach, es war mir, als sollte ich sogleich an der Brust meiner Mutter sterben: so unglücklich hatten mich die Worte gemacht. Nun sagte meine Mutter, daß wir einander liebten, daß Sie unrecht an mir gethan hätten. Und ich selbst, sagte sie, mußte vorsichtiger seyn. Liebe Auguste, du darfst dich nun nicht mehr so freundlich gegen ihn betragen, wie vorher. Ich wünschte nur, daß er uns gar nicht wieder besuchte; und . . ."

Auch Sie wünschten das? fiel ich ein. Ich

mußte etwas sagen; denn Stillschweigen bei meinem hohen Gefühle dieser reinen, ahnungslosen Unschuld hätte mein Herz zersprengt. Sagen Sie, wünschten auch Sie das, Auguste? — Sie schwieg lange. Endlich sagte sie sehr langsam und traurig: „wenn es Sie unglücklich machte, ach, so müßte ich es wünschen, ob ich gleich nicht weiß, wohin ich vor Schmerz sollte, wenn Sie gar nicht mehr kämen."

Liebe Auguste, sagte ich, und drückte sie an meine Brust; hast du denn wirklich glauben können, ich würde die Willmanns heirathen?

Schnell hob sie ihr Gesicht auf, und sah mich ängstlich erwartend an. Als ich schwieg, sagte sie leise: „wenn ich so allein war . . . ich ging immer oben hinauf, um zu weinen, daß nur die Mutter ruhig seyn sollte . . . wenn ich oben allein war, so dachte ich wohl, es wäre nicht möglich. Aber heute, als Willmanns bei uns vorbeifuhren zu Ihnen hin, und da Ihr Vater es selbst zu Sievers gesagt hatte — ach, ich möchte einen solchen Tag nicht wieder erleben! Es muß ja wohl wahr seyn. Sie mögen es freilich nicht gewünscht haben."

Und, liebe Auguste, was glaubst du denn, daß ich wünsche? fragte ich, trat vor sie hin, und legte den einen Arm um ihren Nacken. Sie fing an zu zittern, und verbarg ihr Gesicht, worin ich die schnell wechselnde Blässe und Röthe sehr genau erkennen konnte, in beide Hände. „O, ich bitte Sie, Herr Jahns," sagte sie in einem ganz veränderten, fremden Tone; „lassen Sie uns umkehren!" — Nein, erwiederte ich, liebe Auguste. Ich will dir sagen, was ich wünschte, was ich noch wünsche, was ich wünschen werde, so lange mein Herz schlägt. Ich wünsche, Auguste, daß du meine Gattin wirst, meine geliebte, theure, unschuldige Auguste. Nein, ich bin nicht mit der Willmanns verlobt. Auguste, wie hast du das glauben können! Dich allein liebe ich, dich allein, und hier in dieser Einsamkeit schwöre ich dir vor Gott: ich bin dein; du wirst meine Gattin! — Jetzt flogen ihre Hände von dem Gesichte weg in die Höhe, als wollte sie mich umarmen, oder den Himmel zum Zeugen meines Schwures anrufen. Sie warf einen funkelnden Blick in mein Auge; dann sank ihr Gesicht langsam an mein Herz.

Ihre Wange war kalt; doch nur einen Augenblick. Mit einem tiefen Seufzer kam sie wieder zu sich. Ich umfaßte sie, drückte sie zärtlich an mich, und küßte ihre Stirn; sie sah noch immer nicht auf, und ihre Schultern zitterten an meiner Brust. Auguste! sagte ich; meine theure Geliebte! Du bist in den Armen deines Mannes! Jetzt hob sie das Gesicht langsam. Ich drückte den ersten Kuß der Liebe auf ihren Mund, und fragte: liebst du mich, Auguste? bist du mein? Da umschlossen mich ihre Arme, da gab sie mir den Kuß der Treue, und in einem erleichternden Seufzer ein leises, zärtliches: „Ja!"

Nun aber zog sie mich fort, und ging schweigend an meiner Seite, den Arm fest um den meinigen geschlungen, die Augen zur Erde gewendet, — ohne Sinne möchte ich sagen. Auguste! flisterte ich von Zeit zu Zeit. Sie drückte meine Arme fester, und eilte desto mehr. So kamen wir nach Hause. Im Zimmer sah ich erst, wie bleich sie war. Sie wollte nun etwas sagen — ihrer Mutter oder mir — und in einem Lächeln, glaub' ich, die Heftigkeit ih-

rer Bewegung verbergen. Aber sie setzte sich kraftlos auf einen Stuhl. Die Mutter stand in großer Bewegung auf, und nahm das weinende Mädchen an ihre Brust. Was hast du mir versprochen, Auguste? sagte sie mitleidig. Dann wendete sie sich schnell zu mir, und sagte sehr rührend: ich bitte Sie, lieber Herr Vetter, lassen Sie erst einige Zeit hingehen, ehe Sie uns wieder besuchen. Ich habe ja nichts, als meine Kinder!

Ich faßte Augustens Hand, und sagte: liebe Mutter, diese Hand, dieses Herz ist mein. Ich bin ihr Sohn; Auguste wird meine Frau. Jetzt sprang das Mädchen auf, und an die Brust ihrer Mutter. O, ist es denn wahr? rief diese mit dem Tone des Entzückens. Sie sah mich lange an, und blieb wie erstarrt stehen. Sie wollen . . .? fragte sie endlich. — Ja, ich will, unterbrach ich sie, und zog Augusten an meine Lippen. Was nun wurde, weiß ich nicht. Ich taumelte aus einer Umarmung in die andre, und meine Braut hing an meinem Halse. O, es war eine Scene der höchsten Wonne! Jetzt, da Augustens Liebe durch die Einwilligung,

durch den Segen der Mutter geheiligt war, brach sie ganz hervor aus dem vollen Herzen. Sie knieete vor der Mutter nieder, und so mußte diese, meine Hand in die ihrige legen. Zitternd, bebend, mit Thränen in den freudig blikkenden Augen, nahm sie den Ring, den ich an ihren Finger steckte. Die Mutter bat mich, sie zu verlassen, als ich gerade anfangen wollte, ihr den Zusammenhang der Begebenheit aus einander zu setzen, und sie mit den Schwierigkeiten bekannt zu machen, die wir noch zu überwinden hätten.

Ich ging, mit hoher Freude in der Brust, nachdem ich noch auf den folgenden Tag eine Spazierfahrt in unser Wäldchen verabredet hatte.

Es war Mitternacht, als ich nach Hause kam. Ich fand mein Zimmer verschlossen. Mein Vater, der sonst um zehn Uhr schon schläft, war noch auf, und rief mich. Als ich kam, führte er mich an den Tisch, und sagte sehr hart: „zum letzten Male rathe ich dir, unterschreib!"

Nimmermehr, mein Vater, antwortete ich fest und kalt. — „Bösewicht!" sagte er grim-

mig. „Du willst nicht? Nun so schwöre ich dir, das Schulmeistermädchen soll nimmermehr meine Schwiegertochter werden. Nimmermehr! Da hast du meinen Willen! Nun geh! Dort ist dein Zimmer, hinter dem meinigen. Du kommst nicht eher wieder über diese Thürschwelle, als bis du unterschrieben hast. Das ist mein letztes Wort." Er öffnete die Thür, und stieß mich hinein. Hier bin ich nun im Gefängniß. Ein Glück, daß ich in meinem Taschenbuche einige Tropfen Tinte und einige Blätter Papier hatte, um Ihnen dies schreiben zu können. Auch habe ich ein Mittel, meinen Brief zu Ihnen zu bringen. Glücklicher Weise ist Herrn Rosens Brief an Sie, den ich Ihnen schicken sollte, noch in meinen Händen. Sie werden es mir nicht übel nehmen, daß ich ihn erbreche, meinen Brief dazu lege, und mit einigen Tropfen Lack von einem andern Couvert das Siegel wieder befestige. Mein Vater kennt Rosens Hand, und wird den Brief ohne Verdacht besorgen.

Die Empfindungen meines Herzens sind durch meine Lage nicht im mindesten gestört. Wie lange kann meine Gefangenschaft dauern? In

der That, ich bin entschlossen, sehr geduldig zu seyn, und werde keinen Versuch machen, mich in Freiheit zu setzen. Auguste wird ein Paar Thränen weinen, wenn ich morgen früh nicht komme. Das Gerücht wird sie indeß schon von der Ursache meines Ausbleibens belehren; und dann — dann! Der erste Augenblick meiner Freiheit, des Wiedersehens! o Himmel! er soll auch der Augenblick unserer ewigen Verbindung seyn! Leben Sie wohl. Der Himmel gebe Glück zu dem Aufmachen und Zusiegeln des Briefes! Leben Sie wohl. — Glücklich geöffnet! Das Siegel ist unverletzt. Adieu.

Richter an Brauns.

L***.

Das Sklavenmachen, alter Brauns, ist den meisten Menschen eigen, nicht bloß den Besitzern von Zucker-Plantagen. Das Seltsamste dabei ist, daß der Herr auch auf die Liebe seiner Sklaven Ansprüche macht, wie zum Exempel ich. Erinnere dich, wie wir in Kurassao — Gott

Lob, daß die Zeit vorbei ist — unter unsern Sklaven saßen. Verlangten wir nicht ihre Liebe? ereiferten wir uns nicht über ihre Undankbarkeit? Es ist wahr, wir gaben ihnen ihre Schüssel voll Reiß satt, und behandelten sie nicht wie Teufel. Aber menschlich? Die Hand auf das Herz, alter Brauns! Sag: menschlich? Wie hätten die Unglücklichen ihre Herren lieben sollen? Sieh, der Mensch kann alles ertragen, nur nicht Sklaverei. Wie sollt' er auch? Ueberredung ist die einzige Herrschaft, die ein Mensch von dem andern erträgt, und kaum die. Guter Gott! es giebt einen Weg, nur Einen, an das menschliche Herz zu kommen: Liebe. Und diesen Weg, den der Ewige mit uns nimmt — den will der Mensch nicht gehen. Er zerreißt das Herz, in das er eindringen will, anstatt zu warten, bis es sich dem Strahle der Liebe von selbst öffnet. Die Biene hängt sich an den verschlossenen Blumenkelch, und wartet geduldig, bis der warme Strahl der Sonne ihn öffnet; das Kind haucht den warmen Athem seiner Brust auf die Blume, um sie zu öffnen:

und wie macht es der Mensch mit dem menschlichen Herzen?

Mein Schwager hat, um sich den Gehorsam, die Liebe seines Sohnes gewiß zu verschaffen, ihn eingesperrt. Ich habe mich fast müde und matt darüber geredet, daß Gefängniß noch nie Liebe und willigen Gehorsam hervorgebracht habe. „Dein Sohn," sagte ich, „wird jetzt, um sich zu rächen, noch weniger gehorchen." — Das wird ja ein Sohn nicht thun, meinte eine alte Base, die hier im Hause alles umkehrt. — Judith hat Recht! sagte mein Schwager; es ist gegen die Natur, daß ein Sohn seinen Vater hassen sollte. — Mir ist in der Welt nichts stärker zuwider, als wenn man sich hinter allgemeine Sätze verkriecht. „Was heißt denn das?" sagte ich kalt: „Sohn, Vater! Was ist denn die natürliche Liebe, die der hartherzige Mensch immer im Munde führt? Meinst du etwa, Schwager, die Natur habe das Band zwischen Vater und Sohn darum so fest gemacht, daß du ungestraft darauf losstürmen dürfest? Vater und Sohn sind die Benennungen, die das

Band einer natürlichen Liebe bezeichnen. Liebe, sage ich. Die reinste, heiligste Liebe sollte beide an einander knüpfen, dem Befehle des Vaters das Widrige nehmen, das in jedem Befehle liegt, und des Sohnes Gehorsam zu einer Gefälligkeit machen. Nimm diese Liebe weg, so wird der Vater Herr, und der Sohn Knecht heißen; dann hast du aber für Liebe Haß, für Vertrauen Bitterkeit, für Rath Befehl, für guten Willen störrigen Sklavensinn. Was giebt dem Vater seine heiligen Rechte? Meinst du etwa, der Augenblick sinnlicher Lust, da du dem Sohne das Daseyn gabst? Die Mutter hätte dann durch die Schmerzen und die Gefahren der Geburt weit größere Rechte über ihre Kinder. Liebe zu dem Sohne giebt dem Vater seine Rechte. Nimm sie weg, so braucht der Sohn dir gerade nur so viel Gehorsam zu geben, als seine künftige Erbschaft einmal werth seyn wird."

Hier fuhr mein Schwager auf, und Judith betete, daß der Himmel mich erleuchten möchte. Ich fuhr ungestört fort. „Ist es nicht, genau besehen, so wie ich sage? Soll ich denn mit dem Nachdenken nicht auch in die geheime, hei-

ligste Werkstätte der Natur dringen? Hätte der Gehorsam der Kinder keine Gränze, so dürfte ein Sohn nie besser seyn, als der Vater. Wir ermahnen die Kinder zur Liebe, zur Dankbarkeit, zum Gehorsam gegen die Eltern. Gut! sehr gut! Aber soll denn der Vater nie hören, daß auch sein Sohn Rechte hat? Wenn der Vater sein Kind zum Spiele seiner Launen, seiner Willkühr macht, wenn er das ganze Lebensglück seines Sohnes für eine Stunde seines eigenen Wohlbefindens aufopfert — soll man denn nie sagen: dein Sohn ist ein Mensch, und nicht dein Sklav?" — Jetzt weiß ich, hob Judith an, warum der Vetter Wilhelm so halsstarrig ist.

„Gott soll mich bewahren," sagte ich, „jemals diese Sprache gegen deinen Sohn zu führen! Ich weiß sehr wohl, daß junge Leute, wenn wir Alten nicht jeden ihrer Einfälle gut finden wollen, uns für tyrannisch und grausam ausschreien; aber ich weiß auch, daß wir Alten unsere Leidenschaften — Stolz, Geldgierde, Tadel- und Herrschsucht — eben so für Tugenden ...en, wie junge Leute ihre Thorheiten."

stritten wir hin und her, und es wurde

dadurch nichts besser. „Thu, was du willst!" sagte ich zuletzt, und schwieg.

Mein Neffe ist eingesperrt, weil er ein Mädchen nicht heirathen will, mit dem er die Hölle auf Erden haben würde. Mein Schwager hat dem Großvater des Mädchens sein Glück zu verdanken. Nun soll der Sohn des Vaters Schulden bezahlen; und ich glaube, es fehlte nicht viel, so hätte er sich bereden lassen. Das Mädchen ist ein buhlerisches, listiges, intriguantes, verschwenderisches Geschöpf, das bloß die Hand nach dem Vermögen meines Neffen ausstreckt, um aufs neue verschwenden zu können. Wollüstig dazu, wie ich fürchte: das Schlimmste, was sich von einem Mädchen sagen läßt, weil von Natur das Weib keinen Hang zur Wollust hat! — Sobald mein Schwager an diese Heirath dachte, legte ich mich ein wenig auf die Lauer, um etwas von dem Charakter des Mädchens zu erfahren; und da fanden sich denn Geschichtchen, die mir aufs neue zeigten, welche fruchtbare Quelle von Verderben die gewöhnliche Erziehung der Mädchen ist. Eitelkeit, wahrhaftig nichts weiter! Aber du würdest erstarren,

alter guter Brauns, wenn ich dir sagte, was für Nichtswürdigkeiten die Eitelkeit in dieser Familie hervorgebracht hat.

Ich nahm mir vor, die Heirath zu hintertreiben, was es auch kosten möchte. Glücklicher Weise liebte mein Neffe schon ein Mädchen, die Tochter einer Witwe. Ich habe dir einmal von ihr geschrieben, daß sie meiner Julie so ähnlich sieht — ein einfaches, gutes, liebes Geschöpf. Natürlicher Weise schlug er nun die Andre aus. Das gab eine sehr häßliche Scene, wobei Mutter und Tochter auf ein Paar Worte von mir unbedachtsam in eine Falle gingen. Mein Neffe weigerte sich zu unterschreiben. Ich behauptete laut, mit einer Art von Aengstlichkeit: auch die Braut unterschriebe nun nicht. Aber sie nahm die Feder. Diese habsüchtige Unbedachtsamkeit wird sie bei meinem Neffen nie wieder gut machen; ich sah ihm den Ekel im Gesichte an.

Das hätte ich nicht thun sollen, wirst du sagen; es war eine Betriegerei. Richtig; auch erröthete ich nachher davor: und doch weiß ich noch immer nicht gewiß, ob ich nicht recht that.

Ein Herr von ***, eben der, von dem ich einmal Wechsel aufkaufte, hat glücklich herausgebracht, wer die Geliebte des Jünglings ist. Mein Neffe wurde noch denselben Abend ein Gefangener. Ob man dem unschuldigen Mädchen Ruhe lassen wird? Ich zweifle fast. Nun, mein Neffe mag sich selbst durchschlagen; was hätte ich nicht für meine Julie thun wollen! Aber dem unschuldigen, guten, wehrlosen Geschöpfe will ich doch an die Seite treten, um wenigstens bei dem Aergsten zur Hand zu seyn.

Sieh, alter Freund, so bin ich wieder in einen Roman verwickelt, und am Ende muß ich wohl noch den Engländer machen, der uns von dem Pumpen auf sein sichres Schiff nahm. Mein Neffe sitzt geduldig in seinem Stübchen, wo man ihm nicht einmal Schreibmaterialien giebt. Man beobachtet auch mich und meine Gänge; so muß ich denn wohl einige Tage vergehen lassen, ehe ich dem armen Mädchen den Trost bringe, daß ihr Geliebter nur zu einer Prüfung seiner Liebe gefangen sitzt.

Richter an Brauns.

L***.

Sieh, lieber alter Bruder, wie alles stürmend daher fährt, Einer gegen das Glück des Andern verschworen. Wenn nicht noch heute, oder höchstens morgen, mein Schnupfen mich verläßt, so bin ich gezwungen, das Gefängniß meines Neffen zu erbrechen, und ihn heraus zu lassen, daß er seiner Geliebten, dem unschuldigen Mädchen, beistehen kann. Nur sehr ungern würde ich in dieser Sache thätig werden: denn ich wünschte, meinen Schwager nebenher zu überzeugen, daß er Unrecht hat; und so darf ich mich nicht offenbar einmischen.

Vor einigen Tagen ging ich zu der Witwe, unter meinem gewöhnlichen Vorwande, ihr und der Tochter Arbeit zu bringen. Ich fand sie Beide, wie ich erwartet hatte, in der größten Unruhe, und fragte nach der Ursache ihrer Betrübniß. Sie schwiegen. Entdecken wollte ich mich nicht; so saß ich denn da, und trätschte Ein Stadtgespräch nach dem andern, um mich mit guter Art auf ihre Geschichte durchzuar-

bei-

beiten. Ich erzählte von der Willmanns, (so heißt das Mädchen, das mein Neffe heirathen sollte.) Kaum nannte ich den Nahmen, so brachen Thränen aus den Augen der Tochter; ich hütete mich aber wohl, sie zu bemerken.

Das arme Mädchen! sagte ich; wie wunderbar es doch den Menschen oft geht! Sie sollte, hieß es, den jungen Jahns heirathen; und nun, da es schon bekannt ist, wird nichts daraus. — „Wird nichts daraus?" wiederholte die Tochter, und stand mit Erwartung vor mir.

Denken Sie nur, Mamsell! nein! Den Sohn soll der Vater eingesperrt haben, eben weil er nicht will. Er . . .

„Großer Gott!" rief sie erschrocken. „Eingesperrt?" Sie wendete sich von mir ab, und ich hörte sie hinter meinem Rücken schluchzen.

Er soll, fuhr ich trocken fort, schon eine Braut haben, und sie recht herzlich lieben. Ja, wenn das ist, so setze ich meinen Kopf zum Pfande, sie müssen ihn wieder frei lassen.

Das denk' ich auch, fiel die Mutter ein; sie können ihn doch nicht zwingen.

„Aber, guter Gott, liebe Mutter! Einge-

Bayerische Staatsbibliothek München

sperrt! Ach, wer weiß, wie sie ihn quälen!" seufzte die Tochter abgebrochen hinter mir.

Was quälen! fuhr ich fort. Ich bin auch jung gewesen, liebes Kind. Und wenn Sie einen Geliebten hätten, fragen Sie einmal Ihr Herz, ob Ihnen dann nicht Gefängniß um seinetwillen ein Himmel scheinen würde. Er sitzt da vierzehn Tage, und denkt an seine Geliebte. Das muß ihm wohlthun. Und von dem jungen Jahns weiß ich zuverlässig, daß er heiter und vergnügt ist. Der Faktor hat es mir gesagt.

Sieh, Alter, so hatte ich mein Päckchen Trost abgegeben, und ging nun mit gutem Muthe. Ein Paar Dornen an einem liebevollen Herzen sind ein Genuß mehr — eine dunkle Wolke am hellen Frühlingshimmel, welche die Schönheit des Tages erhöhet.

Gestern, Morgens, kam ein Miethskutscher, und wollte mich allein sprechen. Ich nahm den Menschen, der ein sehr ehrliches Gesicht hat, mit auf mein Zimmer. Er machte einen sehr weitläuftigen Eingang von der Liebe, die er zu meinem Neffen hätte, und erzählte mir noch einen sehr rührenden Zug von der Güte meiner

seligen Schwester. — Dann fuhr er verlegen weiter fort, und sagte mir, daß mein Neffe einige Male in seinem Wagen nach Z*** gefahren wäre, und die Witwe Silbermann und ihre Kinder mitgenommen hätte.

„Der junge Herr Jahns hat die Mamsell lieb," fuhr er fort; „und sie ist auch ein gutes, hübsches Mädchen. Das merkte ich wohl, Herr Richter, und hatte meine Freude an dem jungen Paare. Aber" (mit der Hand auf dem Herzen, versichernd) „es ging alles in Ehren zu; sonst hätte ich sie Einmal gefahren und nicht wieder, ob ich gleich für den guten Herrn durch Feuer und Wasser liefe."

Und nun kommt Er, fiel ich ein, mir das zu sagen? — „Nein; das hätte ich wohl früher thun müssen, wenn es nöthig gewesen wäre. Aber da mußte ich vorgestern die Madame Willmanns fahren, mit einem Fremden, den ich nicht kannte; und da war von dem jungen Herrn und dem herzensguten Mädchen, das er so lieb hat, in Bösem die Rede: von einem Anschlage auf das unschuldige fromme Kind."

Nun wurde ich aufmerksam. So viel ich

von dem Menschen herausbringen konnte, hat Madame Willmanns die Absicht, das Mädchen und ihre Mutter zu entfernen; und wenn den Ohren des Kutschers zu trauen ist, so wäre wohl gar ein Anschlag auf die Unschuld des Mädchens zu befürchten. Es ist von Hamburg die Rede gewesen; dahin will man das Mädchen bringen. Auch von mir hat man gesprochen, und gesagt, ich unterstützte meinen Neffen. Das eben hat den Kutscher bewogen, sich an mich zu wenden. Er bat mich noch sehr dringend, ich möchte mich des lieben Mädchens annehmen. „Sie ist wohl nicht reich, das gute Kind," schloß er zuletzt; „aber ich denke immer, wenn ich ein so frommes Gesicht sehe: Gott kann eine ganze Stadt segnen um so Eines Gerechten willen." Ich drückte dem Menschen die Hand recht brüderlich. Es that mir weh, ihn so gehen lassen zu müssen; aber ich kann die Rolle eines Bettlers noch nicht aufgeben.

Es ist sehr natürlich, daß die Willmanns sich Mühe geben werden, das Mädchen wegzuschaffen. Nach Hamburg? Das wäre denn ein

Stück Arbeit für dich, lieber Brauns. Der Fremde heißt Knocher oder Schocher. Der Kutscher hatte den Nahmen nicht recht behalten. Ein kleiner Mann mit einem Höcker auf dem Rücken, einem langen, spitzen Kinne, und einer Stutzperücke. „Lassen Sie mich das Geschöpfchen nur erst in Hamburg haben," hat er gesagt; „es soll schon kirre werden!" Die Post geht ab. Mein Neffe sitzt noch. Ich bewundre seine und seines Vaters Geduld. Adieu.

Richter an Brauns.

L***.

O, wenn uns nicht zuweilen noch ein Herz mit der reinen Flamme der Tugend wieder erwärmte, der Mensch müßte eiskalt gegen das Elend werden. Sieh Alter! ich habe mir heute schon zweimal den edlen Neger vorgestellt, der die Nacht durch für einen schwachen Mitsklaven arbeitete, daß dieser nicht von seinem harten Herrn verkauft und der Freude seines elenden Lebens, seinem Weibe, entrissen werden sollte.

Ich verschaffte dem edelmüthigen Menschen die Freiheit, und gab ihm ein Stück Feld. Ach, ich schäme mich jetzt, daß ich ihm so wenig gab. Er verkaufte die Hälfte, um seinem kranken Mitsklaven die Freiheit zu verschaffen. Guter Gott! und sind nicht auch wir hartgehaltene Sklaven der Verbrechen? O, laß auch mich arbeiten für den elenden Mitsklaven, ohne Zorn und Grimm! Du wirst mir mehr geben, als ein elendes Stückchen Acker!

Ich war so erboßt, daß ich einen ausführlichen Plan machte, die Willmanns zu verderben; aber, guter Gott! soll ich denn strenger seyn, als du? Die Silbermanns sind fort, Mutter und Tochter. Ich bin in ihrem Hause gewesen. Der Sohn war noch da, und gab mir die Arbeit zurück, die ich bestellt hatte. Mutter und Schwester ließen mir danken, und so weiter. Ich fragte, wo sie wären; und nun zeigte mir der junge Mensch, ohne es zu wissen, die Fäden, welche die Bosheit gesponnen hat. Aber mehr Licht bekomme ich durch seine Erzählung nicht. Ein Verwandter des Vaters, Nahmens Müller, — eben der höckerige Schur-

ke — kommt zu ihnen, und bezahlt der Mutter eine Kleinigkeit, die er ihrem seligen Manne noch schuldig seyn will. Sieh, wie geschickt der Spitzbube sich in die Herzen der Familie gestohlen hat! — Dann beklagt er die Armuth seiner Verwandten, schenkt ihnen noch eine kleine Summe, und thut am folgenden Tage den Vorschlag, die Tochter zu sich zu nehmen. — „Und sie willigte ein?" fragte ich unmuthig.

Anfangs nicht, antwortete der junge Mensch mit einem traurigen Achselzucken. Aber eine gewisse Begebenheit, fuhr er fort, die meine Schwester sehr nahe angeht . . . — „Ha, ha!" unterbrach ich ihn ruhig; „der Liebeshandel mit dem jungen Jahns! Ich wundre mich nur, daß . . . Ihre Mutter versprach mir doch . . ." —

Sie wissen das? fragte er nun verwirrt. — „Wie Sie hören. Nun aber, wie konnte das Ihre Schwester bewegen . . .?" —

Ja, unser Vetter ist ein Juwelenhändler. Wir waren eines Morgens bei ihm in dem Wirthshause, wo er logirte. Auf einmal ließ Mamsell Willmanns sich melden. Unser guter Vetter, dem wir die Begebenheit, die uns so

unglücklich macht, schon erzählt hatten, wollte sie erst nicht annehmen. Indeß, wir gingen in ein Nebenzimmer, und Mamsell Willmanns trat mit ihrer Mutter herein. Wir konnten Wort für Wort hören, was gesprochen wurde. Sie besahen Ringe; und nicht lange, so sagte die Mutter: meine Tochter ist Braut.

Sieh, guter Brauns, die verdammte Bosheit dieser Rotte! Der alte Schurke sagt nach einigen Umschweifen: ich habe ja gehört, aus der Heirath würde nichts; der junge Jahns hätte schon eine Braut. — Freilich, erwiedert die Mutter, war er so thöricht gewesen, sich mit einem Mädchen einzulassen; aber das ist vorbei. Er hat gestern seine Einwilligung gegeben. Die Ehestiftung ist unterschrieben, und in acht Tagen wird die Hochzeit seyn. — Denke dir die arme Auguste, die da aus dem Munde ihrer bittersten Feindin ihr Schicksal anhört! Ihr Bruder konnte kaum auserzählen. Die Willmanns gehen endlich wieder, nachdem sie einen kostbaren Ring gekauft und bezahlt haben.

Nun kann der alte Betrieger Mutter und Tochter leicht bereden, L*** zu verlassen. Die

Mutter nimmt also den Vorschlag an, ein Gut, einige Meilen von hier, zu bewirthschaften. Die Tochter geht mit ihrem Vetter und seiner Frau für's erste nach Leipzig, dann nach Frankfurt, und nach einem Jahre wollen sie die Mutter besuchen. Du siehst also, daß die Mutter so wenig wie der Bruder weiß, wohin die Tochter gebracht ist. Der Vetter hat ihrem Sohne auf ein Jahr lang Geld gelassen, um der Fabel noch mehr Wahrscheinlichkeit zu geben.

Ich ließ mir von dem Bruder, der ein sehr verständiger und gebildeter junger Mensch ist, den Zustand seiner Schwester beschreiben, und da flossen seine großen blauen Augen von Thränen über. Er faßte meine Hand, zuckend sogar. „Der Verlust des Mannes, den sie so innig liebte," sagte er schluchzend, „that ihr weh; aber seine Untreue, sein Betrug hat meine arme Schwester vollends unglücklich gemacht. Sie verzweifelt am Leben, an allen Menschen, an sich selbst. Als sie Abschied von uns nahm, fiel sie dort — da pflegte Herr Jahns mit ihr zu sitzen — auf die Kniee. Sie wollte etwas sagen, und das mochte wohl etwas sehr Schreck-

liches seyn; aber sie schlug nur die Hände zusammen. Meine arme Mutter fiel zu ihr hin auf die Kniee, nahm sie in ihre Arme, und bat sie, doch ruhiger zu werden. Ich liebe dich ja noch, Gustchen, schluchzte die Mutter. — Ist es auch wahr? fragte meine Schwester da leise. Ach, lieber Herr, das rührte uns, besonders meine Mutter, daß wir laut weinten. Nachher bat Auguste es der Mutter tausendmal wieder ab. Nun ging sie, und ich mit ihr. Am Wagen sagte sie mir noch: ich werde euch nie wieder sehen. Darum leb wohl. Tröste die Mutter, und traue niemanden in der Welt!"

Das erzählte mir der junge Mensch mit Tönen, die wechselsweise meinen Zorn und mein Mitleiden rege machten. Trockne deine Thränen, mein Sohn, sagte ich in schmerzlicher Liebe. Deine gute Schwester soll noch glücklich werden. Jahns ist kein Bösewicht. Laß deine Mutter wiederkommen. Hier, hier! — Ich legte eine volle Börse auf den Tisch, und zog den Jüngling an meine Brust. — Sein Erstaunen brachte mich zu mir selbst. Hier, mein

Sohn, fuhr ich kälter fort; das ist dein. Du bist von nun an mein Kind. Sey tugendhaft, sey fleißig; ich werde dir geben, was du brauchst. Ihr sollt glücklich werden; aber unter der Bedingung, daß du thust, als ob du mich nie gesehen hättest. Adieu.

Ich ging, ehe der Knabe sich von seinem Erstaunen erholt hatte.

So steht es nun. Ich habe den Miethskutscher rufen lassen, und er hat sich in dem Wirhshause, wo der Schurke logirte, erkundigen müssen. Dort kennt ihn niemand. In Willmanns Hause hat man ihn nicht gesehen. Aber aus Hamburg, das behauptet der Kutscher für gewiß, ist der Kerl, und Schocher, meint er, muß er heißen. Ich bitte dich, alter Brauns, forsche, wirf Geld mit vollen Händen weg, und rette nur das Mädchen.

Ich wäre zu Willmanns gegangen; doch das muß das Letzte bleiben, wenn alles Andere mißlingt. Mein Neffe ist wieder frei. Willmanns haben sich auch da wieder höchst unschicklich benommen. Mutter und Tochter gingen selbst zu ihm, und sagten, sie hätten seine Freiheit be-

wirkt. So beschämten sie den jungen Menschen, der nun sah, es wäre bekannt, daß er wie ein Knabe Stubenarrest gehabt hätte. Sieh, wie die habsüchtige Politik sich immer, selbst bei ihren Meisterstücken, verrechnet, weil sie das nicht ist, was sie gern scheinen möchte! — Der junge Mensch, den sein Gefängniß natürlicher Weise erbittert hatte, sagte kalt, in Gegenwart seines Vaters, der sich — Gott weiß, was alles, von seiner und der Willmanns Großmuth versprach: „ich kann Ihnen nicht danken für etwas, das jeden Augenblick in meiner Gewalt stand. Indeß," — setzte er etwas spöttelnd hinzu — „wenn ich wirklich frei von allem Zwange bin, so danke ich Ihnen in der That, nicht für mich, meine Damen, sondern um Ihrer selbst, um der Stadt, um eines Geschwätzes willen, dessen Bitterkeit und Gift wenigstens nicht auf mich fallen konnte."

Die Mutter wollte etwas sagen; aber mein Neffe wendete sich ab, um zu gehen. Bleib! rief mein Schwager hart; und höre deine Wohlthäterin an! — Der junge Mensch kehrte ruhig wieder um, und sagte kalt: „befehlen Sie,

Vater, daß ich in mein Gefängniß zurückkehre? Ich habe mit Madame Willmanns nichts zu reden. Sie wissen meinen Entschluß. Gefangen oder frei, das ist mir gleich. Aber mit Madame Willmanns nichts!"

Mein Schwager fuhr ihn an; Madame Willmanns bat für ihn, und die Tochter sagte: gehen Sie, lieber Herr Jahns, und erkennen Sie wenigstens, daß wir großmüthig sind. Gehen Sie, weil Sie gehen wollen.

„Mamsell," sagte der junge Mensch, wirklich ganz artig, was ich ihm hoch anrechne: — „hier ist mein Vater Herr; und er muß bestimmen, ob ich frei bin oder nicht."

So geh, du Bube! rief mein Schwager; und der junge Mensch ging unverzüglich. Nun nahm ich denn das saubere Paar Damen ein wenig in die Presse, und nebenher auch meinen Schwager und die alte Judith, die sich allerseits die Köpfe zerbrechen, warum die verkehrten Maßregeln so wenig geholfen haben. —

Mein Miethskutscher hat doch wenigstens herausgebracht, daß der alte Schurke mit Extrapost den Weg nach Hamburg gefahren ist.

Karl Jahns an Heinrich Müller.

L***.

Ich bin wieder frei, lieber Freund; aber Auguste ist fort, und weder Mutter noch Bruder wissen, wohin eigentlich. Was sie erzählen, macht mich noch ängstlicher. Ein Verwandter, ein Juwelenhändler aus Hamburg, hat Augusten mit nach Leipzig genommen, und sie hält mich noch jetzt für treulos. Ich habe der Mutter meine Furcht geäußert, daß der Vetter ein Betrieger seyn kann. Sie lächelt aber dazu, wie über eine Aengstlichkeit ohne Grund. Diese Menschen glauben nicht an Bosheit, weil sie selbst keiner fähig sind. Mein Oheim ist der einzige, der mich aufzurichten sucht. Ich bin sogar auf die Vermuthung gekommen, er selbst habe die Hände mit im Spiele, so gewiß ist seine Versicherung, daß ich Augusten wiedersehen werde.

Die Mutter erwartet Briefe. Das allein hält mich; sonst ging ich selbst nach Leipzig, um sie aufzusuchen. Ich habe nur diesen Einen Ge-

dan-

danken; kaum sehe ich, daß mein Vater mir nichts als zornige Blicke zuwirft, daß er es augenscheinlich vermeidet, mit mir zu sprechen, und daß er offenbar meine Schwester mir vorzieht. Ob er seinen Plan aufgegeben hat? Ich zweifle; denn noch immer sind Willmanns unser täglicher Besuch.

Es ist schrecklich! Wo ist sie? Weiß sie jetzt schon, daß ich nicht treulos bin? Und, wenn sie es nicht weiß, hat nicht vielleicht schon längst der grausame Gedanke an meine Treulosigkeit ihr Leben aufgerieben? Diese Ungewißheit ist eine Höllenmarter. Adieu. Ich reise zu der Mutter, um zu erfahren, ob nun endlich Briefe angekommen sind. „Sollten wohl Willmanns mit im Spiele seyn?" fragte ich heute meinen Oheim. „Sie haben von dem angeblichen Vetter einen Ring gekauft. Lieber Oheim, wer kauft von einem Fremden, den er nicht kennt, einen Ring? wer erzählt einem Fremden sogleich alle Familien-Geheimnisse? Wozu die Lüge, daß in acht Tagen unsere Hochzeit seyn würde?" Das Alles ist gesche-

hen. — Mein Oheim lächelt, und schweigt. Adieu.

Brauns an Richter.

Hamburg.

Alter, lieber Richter, erinnerst du dich denn des saubern Lüders nicht, mit dem wir in Amsterdam den Handel wegen des jungen Menschen hatten, den er nach Batavia schicken wollte? Das ist der Schocher, der das arme Mädchen entführt hat. Er ist so eben wieder angekommen. Dieses Mal, das hoffe ich zu Gott, soll er mir nicht entschlüpfen. Ich habe ihn schon in meinem Netze; er ist eingesponnen, und thut keinen Schritt, ohne daß ich es weiß. Es geht niemand zu ihm, von dem ich nicht erfahre, wo er bleibt, wo er wohnt, welchen Verkehr er mit dem ehrlichen Manne hat; denn alle seine Leute stehen in meinem Solde. Aber von dem Mädchen sieht und hört man noch nichts. Indeß er ist in L*** gewesen; die ganze Kleidung und Alles trifft zu. Dieses Mal will ich

leiser auftreten, als in Amsterdam. Du glaubst nicht, welch ein Heuchler und wie listig der Kerl ist. Er hat sich hier ein ziemlich beträchtliches Vermögen gesammelt, durch Wucher und Betriegerei, wie ich vermuthe. Hätte ich ihn nicht von Amsterdam her gekannt, so würde ich, trotz deinem Briefe, auf die Ehrlichkeit des Menschen geschworen haben; denn seine Nachbaren wissen nichts als Gutes von ihm, und loben ihn, weil er keine Kirche versäumt. Er hat in der Nähe von Hamburg ein kleines Gütchen. So viel ich habe erfahren können, ist er da mit seiner Frau und einem jungen weinenden, todtenblassen Mädchen abgetreten. Sie sind aber nur einige Stunden geblieben, und dann sogleich in einem fremden Wagen nach Hamburg gefahren. In sein Haus ist das Mädchen nicht gekommen.

So viel zur Nachricht. Ich gebe dir indeß mein Wort, daß ich herausbringe, wo sie ist. Schicke mir nur von der Hand der Mutter oder des Bruders so eine Art von Schein, daß ich sie zu mir nehmen soll. Ich muß doch im Nothfalle die liebe Gerechtigkeit zu Hülfe rufen können.

Die unsichtbaren Zeilen in deinen Briefen, lieber Richter, bleiben nicht ungelesen. Deine Seele voll stiller froher Wehmuth schreibt sie; und ich sehe jedes Mal, wie du den Leichnam deiner geliebten Frau versenkst, sehe, wie deine Tochter hinunterstürzt in das Meer des Todes, aber auch — in das Meer der ewigen Liebe. Meines Sohnes erwähnst du nicht, guter, lieber Alter. Du klagst, verlassener, kinderloser Vater. Was soll ich, der unglückliche Mann, thun? Deine Julie ist todt; mein Sohn ein Bösewicht. O, wenn du deine unsichtbaren Worte mit Trauerzügen mahlst, so muß ich Thränen und Flammen zu meinen Briefen nehmen.

Er ist nichts als leichtsinnig: damit tröstest du mich. Mein Herz sagt eben das; dann aber ruft eine Stimme: er hat Verbrechen begangen! und diese Stimme ist schrecklicher, als das Geheul der Welle, die deine Tochter verschlang. Wo ist mein Sohn? Sieh, wenn ich Unglückliche rette, wenn ich den Wellen des Elendes wehre, wenn ich Glückliche um mich her sehe; so fällt mir immer ein, wie ohnmächtig unsre Tugenden sind. Wir helfen der Armuth ab.

Ach, dem größten Elende, dem Verbrechen, können wir nicht wehren! Ich frage dich, Richter: hast du je schon einen Bösewicht mit der Tugend versöhnt? Und thatest du das nicht, du Staub: — was hast du denn gethan? Nichts.

Wenn ich nur wüßte, wo er wäre! Ich wollte dennoch mit Thränen, mit heißer Liebe, an seinem Herzen liegen, bis es sich öffnete. Noch einmal wollte ich den schrecklichen Versuch machen. Und wenn er wieder nicht gelänge! Richter! Richter!

Brauns an Richter.

Hamburg.

Ich fühle mich immer ohnmächtig, elend, furchtsam, wenn ich etwas mit einem Schurken abzumachen habe; denn nie kann ich mich des Gedankens erwehren, daß ich einmal auf einen treffen könnte, der gerade so entschlossen für das Böse wäre, wie ich und du für das Gute. Was sollte ich mit einem solchen Menschen thun? Das fiel mir lebhaft ein, als ich diesen Mor-

gen zu Schochern ging. Du weißt, wie kalt, wie besonnen der Bösewicht in Amsterdam war, und wie wir endlich unsere Zuflucht zu Großsprechereien nehmen mußten, um ihn aus seiner Fassung zu bringen. Ich ging wohl zehnmal die Straße vor seinem Hause auf und nieder, und übersann Alles, was er lügen konnte, lief meinen ganzen Vorrath von Beweisen seiner Schurkerei durch, und machte mich kalt durch den Gedanken: es sey eine Aufgabe für den Witz, ob man den Kerl nicht überraschen könne.

Ich hatte einen jungen muthigen Mann bei mir, der mir im Nothfall als Zeuge oder Beistand dienen sollte. Mein Forschen nach dem Mädchen war vergeblich gewesen; so mußte ich dem Kerl denn auf den Leib gehen. Ich ließ mich melden und wurde angenommen.

So wie der Elende mich erblickte, sah er mich starr an, als ob er sich besönne, wo er mich schon sonst gesehen hätte; doch nur einen Augenblick: dann wurde sein Gesicht wieder ruhig, wie vorher. „Was steht zu Befehl, meine Herren?" fragte er kalt. Herr Schocher, hob ich ganz sanft an: — oder, hießen Sie

nicht einmal auch Herr Lüders? — Sieh, ich wollte des Kerls Fassung mit Einem Male zerstören; er veränderte aber keinen Zug im Gesichte. „Ich hieß nicht so," antwortete er, kalt wie Eis; „so heiße ich eigentlich. Der Nahme Schocher ist ein Mißbrauch. Mein Oheim, der so hieß, adoptirte mich, und ich galt für seinen Sohn. Auch schreibe ich mich wirklich: Lüders, genannt Schocher."

So haben Sie wenigstens noch einen dritten Nahmen; denn in L*** hießen Sie vor Kurzem auch Müller. — Ich glaubte, er müßte bleich werden; aber mit nichten. Er neigte lächelnd den Kopf, als ob er Ja sagte. „Und Ihr Nahme, mein Herr?" fragte er treuherzig. — Ist Brauns! — Er legte den Finger an die Nase: „Brauns? Brauns? Habe ich nicht etwa schon einmal die Ehre gehabt Sie zu sehen?" — In Amsterdam, mein Herr Lüders, sagte ich kalt; mit meinem Freunde, Herrn Richter, wenn Sie Sich dessen erinnern.

„Was wollte ich nicht! Seyn Sie mir willkommen. Erlauben Sie . . ." — Er wollte an die Klingel; ich hielt ihn aber auf. „Ich

bin seitdem alt geworden, sagte er vertraulich, mit einem Blick auf mich; „das sehe ich an Ihnen, Herr Brauns. Damals waren wir rüstige junge Männer. Sieh da! Jetzt fällt mir alles wieder ein! . . . Erlauben Sie doch, ein Frühstück . . . Es war ein Glück für mich, Herr Brauns, daß der Zufall uns in Amsterdam zusammenbrachte. Hinterher habe ich erst eingesehen, wie sehr Sie Recht hatten. Damals dachte ich: was ist daran gelegen, ob jemand in diesem oder in jenem Welttheile lebt und stirbt! Lieber Gott, wie böse kann ein Mensch seyn, wenn er unbesonnen ist! . . . Erlauben Sie, lieber Herr Brauns, ein Frühstück . . . Und kann ich Ihnen in irgend etwas dienen, so reden Sie ganz offen. Ich habe Ihnen ja die Ruhe und die größte Freude meines Lebens zu verdanken; denn aus dem jungen Menschen, den ich nach Indien schicken wollte, ist ein glücklicher Mann, ein Vater von sieben wohlerzogenen Kindern, geworden.“ — Sieh, Richter, das Alles sagte der Kerl so arglos, so seelenvergnügt daher, als ob er das beste Gewissen hätte.

Gut, Herr Schocher, hob ich ruhig wieder

an. Sie können mir einen Dienst leisten. (Er hörte aufmerksam zu.) Sie haben aus L*** unter dem Nahmen Müller — des Kerls Gesicht wurde sichtlich freundlicher bei diesem Anfange — ein Mädchen, Mamsell Silbermann, mitgenommen. — Ich hielt ein; er nickte schnell und freundlich bestätigend mit dem Kopfe. Dann sagte er: „dachte ich doch Wunder, wie geheim das bleiben sollte! Nun?" — Ich hatte erwartet, er würde läugnen, und schwieg eine Weile, da ich ihn nicht errathen konnte. Auch er schwieg; und so mußte ich denn wieder anfangen: dachten Sie das? — „Ja, ja!" sagte er; „erlauben Sie, darauf kann ich erst antworten, wenn ich weiß, in wie fern Sie bei der Sache interessirt sind." — Die Mutter hat mir aufgetragen, das Mädchen zu mir zu nehmen. — Ich zog den Brief der Mutter hervor.

Er sah hinein. „O, das ist genug. Wann wollen Sie das gute Kind haben? In Gottes Nahmen; nur nach L***, wollt' ich wohl rathen, brächte man es fürs erste nicht." — Warum nicht? — „Ja, sagte er freundlich: „die Mamsell Silbermann ist ein gutes, herzlich gu-

tes Kind, ohne alles Arg; doch eben diese Arglosigkeit, diese Unbekanntschaft mit der Welt, kann sie unglücklich machen. Ich weiß nicht, Herr Brauns, ob die Mutter Sie von einer Begebenheit mit einem gewissen jungen Menschen unterrichtet hat." — Nein; thun Sie es doch. — „Es ist mir Verschwiegenheit zur Pflicht gemacht. Erlauben Sie, will das gute Kind Ihnen die Sache erzählen, so habe ich nichts dawider." — So lassen Sie das gute Kind kommen. — „Recht gern, wenn Sie Sich nur einige Stunden gedulden wollen. Sie ist auf meinem Gütchen, eine Stunde von hier. Erlauben Sie." — Er wollte an die Thür; ich hielt ihn aber wieder auf. Ich habe Ursache, Herr Schocher, sagte ich kalt, Ihnen nicht zu trauen. Sie fahren auf der Stelle mit mir.

Ich klingelte, und es kam ein Bedienter, dem ich zurief: einen Wagen! Schocher lächelte, und schüttelte den Kopf. „Ja, ja!" fing er an. „Aber erlauben Sie, Herr Brauns, daß ich den Brief der Mutter noch einmal sehe. Mißtrauen ist ansteckend." Er sah den Brief flüchtig durch, gab ihn mir zurück, und sagte:

„es ist richtig. Verzeihen Sie mir. Sie sollen das Mädchen haben. Aber lassen Sie mich nur einen Augenblick zu meiner Frau." — Nicht von der Stelle! rief ich, und glaubte schon, ihn ertappt zu haben. — „Sie sind doch ein sonderbarer Mann!" sagte er. „Wenn ich nun nicht wollte: wer würde mich zwingen? Aber, Sie sollen das Mädchen haben, ob ich gleich recht gute Absichten mit ihr hatte. Ich bin ohne Kinder. Doch, wie Gott will! Die Mutter geht vor."

Ich schwieg zuletzt, aus Verdruß, daß ich dem Kerl nichts anhaben konnte. Endlich kam der Wagen, und er sagte dem Bedienten: er führe mit diesen beiden Herren zu Gaste; man sollte nicht mit dem Essen auf ihn warten. — Unterweges sprach er von der künftigen Ernte mit unbeschreiblicher Ruhe. Nach einer Stunde waren wir vor dem Hause. Jetzt stürzten eine Hausjungfer und zwei Mägde mit allen Zeichen wirklicher Angst an den Wagen, und riefen: ach, Herr Schocher, wir sind unschuldig! Die Mamsell Silbermann ist gestern Abend davon gegangen. — „Wie?" fragte er, und sprang

aus dem Wagen. „Das ist nicht wahr. Davon gegangen? Das bindet einem Andern auf! Sie weiß ja wahrhaftig nicht einmal, was davon gehen heißt." — Recht! sagte ich, und schlug ihm dabei fest auf die Schulter; entführt ist sie, ehrlicher Mann! Er wendete sich heftig zu mir um. „Herr, jetzt schweigen Sie. Ich will die Leute hier examiniren. Wie . . ."

Ich will hier untersuchen, unterbrach ich ihn. Gehen Sie mit meinem Begleiter in den Garten. — „Ich hoffe," sagte er, „Sie werden die Zeit wenigstens nicht mit Worten hinbringen. Davon gegangen ist sie nicht." Er verließ mich, und mein Begleiter ging mit ihm. Nun mußte mir jedes Mädchen einzeln den Hergang der Sache erzählen. Sie waren alle einstimmig, und eben so die vier Knechte auf dem Hofe.

Das Mädchen ist mit Schocher dahin gekommen, und hat nichts gethan, als geweint, und sehnlich wieder nach L*** verlangt. Nach einigen Tagen läßt sich ein alter Mann in einem grauen Ueberrocke sehen, und sie spricht lange mit ihm. Er kommt alle Tage wieder, und gestern endlich mit einer Chaise, die er vor

dem Garten halten läßt. Auguste packt Wäsche und Kleider zusammen, und geht damit durch den Garten. Die Mädchen, die das sehen, folgen ihr nach, wagen es aber nicht, sie aufzuhalten, weil Schocher ihnen befohlen hat, sie thun zu lassen, was sie wolle. Sie wirft das Paket in den Wagen, steigt hinein, und ruft den Mädchen noch zu: „grüßt euren Herrn, den Betrieger!" Die Chaise fährt weg, und nicht nach Hamburg zu.

Sieh, Richter, das ist Alles, was ich aus den einstimmigen Erzählungen, Klagen und Vorwürfen der Mägde und Knechte herausbringen konnte. Hier ist kein Betrug; eben das haben auch Leute im Dorfe gesehen. Auguste hat sehr ängstlich gefragt: ob der Mann, mit dem sie gekommen sey, Schocher oder Müller heiße; und ist bei der Antwort: „Schocher," tiefsinnig geworden. Was nun? Ich ging in den Garten. Schocher kam mir sehr ängstlich entgegen, und fragte: „werde ich jetzt erfahren, wie es ist?" Ich hatte ihn scharf im Auge, als ich erzählte; doch ich sah auch nicht eine Spur von Freude in seinem Gesichte, als ich äußerte,

daß ich ihn für unschuldig hielte. Nicht eine Spur von Freude, die sonst den Schurken fast immer verräth.

Dennoch ließ ich den Teufel nicht los; ich brachte aber keinen Funken Licht aus ihm heraus. Wir sind noch nicht fertig, Herr Schocher! rief ich auf einmal. Sie waren das Werkzeug der Mamsell Willmanns; ein Betrieger.

„Wollen wir uns setzen?" fragte er, mit seiner starren, lächelnden Kälte. „Betrieger! Betrug!" fuhr er fort. „Wie man es nehmen will! Es könnte eben so leicht auch die Handlung eines ehrlichen Mannes seyn. Nur Sie haben das Recht, mich ungestraft einen Betrieger zu nennen, weil Sie mich in Amsterdam kannten. Ich will Ihnen den Zusammenhang der Sache eben so ruhig sagen, wie ich mir alle Ihre Einfälle habe gefallen lassen." — Nun hob er seine Erzählung an. Nicht Eine Wendung, die ihn verrathen hätte. Hier hast du einen Auszug.

Auf einer Reise kommt er nach L***. Er ist ein Bekannter, ein Freund von Willmanns (nur zu sehr), die ihm ihre Begebenheit mit deinem Neffen, und seine Liebe zu Augusten an-

vertrauen. Sie äußern keine Besorgniß, daß etwa diese Liebe die Heirath verhindern könne; nur fürchten sie, nach der Heirath werde Auguste ihre Ruhe stören. Schocher findet eben das, und giebt den Rath, das Mädchen auf eine gute Art zu entfernen. Er besucht Silbermanns, und wird von der Unschuld, der Güte des Mädchens gerührt. Nun kommt er auf den Gedanken, sie gegen die Verführung deines Neffen zu sichern und die Willmanns ruhig zu machen. Er giebt sich für einen Verwandten der leichtgläubigen Familie aus. (Sogar die Unterredung mit Willmanns, die Auguste gehört hat, verschwieg er nicht.) Dann nimmt er die arme Auguste mit, und ist Willens, Vaterstelle an ihr zu vertreten.

Das Alles erzählte er so zusammenhangend, so natürlich, so glaubwürdig, daß mein Begleiter wankend wurde, und daß auch ich es geworden wäre, wenn ich diesem Teufel ein Herz hätte zutrauen dürfen. Als er fertig war, sagte ich so kalt, mit einer so schneidenden Stimme, als ich es nur immer vermochte: wenn Sie wissen, wo das Mädchen ist, Herr Schocher;

wenn Sie nur die mindeste Ahnung haben, wo sie seyn kann: so thun Sie sehr wohl, es diesen Augenblick zu gestehen. Sie kennen von Amsterdam her meine — wie Sie es nennen wollen — meine kalte, entschlossene Dummheit, oder meine starre Rechtschaffenheit, und wissen, daß ich mein Vermögen, ja selbst mein Leben an einen Entschluß wage. Ich habe Geld genug, Herr Schocher, um etwas an das Auffinden des Mädchens zu wenden; auch fehlt es mir nicht an Zeit und Freunden. Der Liebhaber des Mädchens, ein entschlossener Mann, wird nächster Tage hier ankommen. Er hat dem Entführer den Tod geschworen. Ich gebe Ihnen mein Wort, das Mädchen wird gefunden; und haben Sie nur ahnen können, Herr Schocher, wo es war — ich schwöre Ihnen heilig und theuer, daß ich mein ganzes, großes Vermögen daran wende, die Unschuldige zu rächen, und so schwer, so hart, wie nur immer möglich. Das soll dann, bei Gott! Ihr letztes Bubenstück gewesen seyn. Haben Sie mich verstanden, Herr Schocher?

Das traf den Bösewicht; sein Gesicht wur-

de blaß. Er zog die Stirn auf und nieder, wie der Tieger, der eben auf seinen Raub stürzen will. „Man kennt mich hier,“ sagte er mit scheuer Drohung, „seit zehn Jahren als einen ehrlichen Mann!“ — So kennt Sie die Stadt, ehrlicher Herr! erwiederte ich lächelnd, und mit festem Tone. Es hat mir schon nicht wenig gekostet, Sie zu entlarven. Erinnern Sie Sich der Wechsel, die Sie auf Willmanns gezogen haben? Hier wurde er sichtbar bleich, und fragte zitternd: „welcher Wechsel?“ — Sieh, Richter, jetzt hätte ich ihn gefangen, wenn ich vorsichtiger gewesen wäre. Ich hatte etwas von falschen Wechseln gehört, die er vor Willmanns Falle gezogen, und wahrscheinlich mit dem getheilt habe; aber ich wußte den Zusammenhang nicht genau.

„Welcher Wechsel?“ fragte er. Ich zögerte mit der Antwort; und das gab dem listigen Teufel aufs neue Muth. Er bekam sein lächelndes Gesicht wieder, und versicherte noch einmal feierlich, daß er von dem Mädchen nichts wisse. Ich sah ihn starr an, und er wurde wieder verlegen. Nun bin ich überzeugt, daß er weiß,

wo das Mädchen ist. Wir fuhren schweigend in die Stadt zurück, und setzten ihn vor seiner Thüre ab.

Als ich zu Hause war, nahm ich den Miethskutscher mit auf mein Zimmer, zählte eine Anzahl Dukaten auf den Tisch, und fragte: „hat Er Lust, das zu verdienen?" Der Mensch riß die Augen weit auf. „Sobald Er mir den Kutscher ausfindig macht, der die Mamsell von Schochers Gute abgeholt hat, ist das Geld Sein. Er weiß schon, der Wagen ist blau gewesen, zwei Füchse, der Kutscher ein dürrer, kleiner Mann, in einem grauen Rocke. Zähl' Er die Dukaten." — Er zählte, schlug mit der Hand auf den Tisch, und sagte: das muß ich herausbringen! Sollte denn wohl der Schocher mit darunter stecken? Wenn ich das nur wüßte! Ich fahre Herrn Schocher zwar wohl gemeiniglich, aber doch nicht immer. Da ist ein — Gott verzeihe mir! der hat einen blauen Wagen, und Füchse dazu! Wahrhaftig, der ist es! ... Es sind dreißig Dukaten, und Sie müssen Wort halten! — Damit sprang der Mensch zum Zimmer hinaus; und eh' ich ihn

abrufen konnte, jagte er, wie rasend, die Straße hinunter.

Nun sitze ich hier. Er wird dumme Dinge machen, und die Sache bleibt unentdeckt. Adieu. Wenn ich nur den Menschen wohnen wüßte, der uns gefahren hat! Die Post geht ab. Adieu.

Brauns an Richter.

Hamburg.

Ich habe das liebe, unschuldige Mädchen noch dicht am Abgrunde gerettet. Sie ist mein, meine Tochter, die Tochter des allerunglücklichsten Mannes. Ach, warum, lieber Richter, kann ich nicht triumphirend meine Arme um das gute, theure Mädchen schlagen! Doch, wie kann ich jetzt trauern, jetzt, da ich der Tugend gewiß ein Herz erhalten habe! Sieh, ich nenne das unschuldige Mädchen meine Tochter, weil mir die Freude über ihre Rettung versagt ist. O, Richter, kann mein Herz noch so selbstsüchtig seyn? Bisweilen ist es mir, als wollte ich die

dankbaren Liebkosungen des Mädchens zurückweisen. Ich muß mich erholen. Ich muß!

Ach, das Rad des menschlichen Schicksals wälzt sich in Thränen und Schmerzen fort. Laß mich. Ich will mir einbilden, es wären Freudenthränen, die ich weine. Die Priester der Götter durften nicht trauern, selbst nicht um den Tod ihres Sohnes. Ihr Herz mochte brechen; aber kein Beben ihrer Stimme durfte das verrathen. Sieh, hier sitze ich geduldig, sogar lächelnd, und lasse den Schmerz an meinem Leben nagen. Ich will gerecht seyn; mag der Schmerz mein Leben zerstören! Laß dir erzählen, Richter.

Mein Miethskutscher kam nach einer Stunde eilig, außer Athem, wieder. Seine Vermuthung war richtig; ein andrer Miethskutscher, der Schochern zuweilen fährt, hatte das Mädchen abgeholt. Mein Kutscher war listig genug zu Werke gegangen, das von ihm herauszubringen. Sie müssen nun, fuhr er fort, ihm schnell

über den Hals; denn der Kerl steckt mit Schochern zusammen.

Darauf war ich schon gefaßt. Ich nahm eine Gerichtsperson und ein Paar Häscher mit; und so gingen wir nach der Wohnung des Miethskutschers. Einige Drohungen; und der Kerl, der eben ausgehen wollte, gestand: ein junger Englischer Officier habe ihn gemiethet, nach Schochers Gütchen zu fahren, und so weiter. Seine Aussage zeigte deutlich, daß Schocher die Hand mit im Spiele hatte. Er mußte sogleich anspannen, und uns nach dem Landhause fahren, wohin das Mädchen gebracht war. Hundert Schritte davon ließ ich halten. Die Häscher wurden nicht weit von dem Hause postirt; die Gerichtsperson blieb im Wagen, und ich allein ging.

Als ich anklopfte, öffnete ein junges Mädchen. Ich sagte lächelnd, wie ein alter Bekannter des Hauses: „sage Sie mir doch, liebes Kind, wo finde ich die Mamsell, die gestern Abend hier angekommen ist. Ich bringe ihr die übrigen Kleider.“ Das Mädchen sah

mich an. „Still!“ fuhr ich scherzend fort; „ich muß so auf einmal, ganz unvermuthet, hinein treten. Sie wird eine rechte Freude haben; denn sie denkt, ich bin noch in L***.“

Also wissen Sie ...? unterbrach mich das Mädchen leise. — „Was wollt' ich nicht! Der junge Officier weiß ja, daß ich heute Abend komme.“

Sie führte mich an ein Zimmer, und öffnete es leise. Da saß Auguste, die Augen voll Thränen, die Stirn in die Hand gelegt. Sie blickte mich befremdet an. „Guten Abend, Mamsell Auguste!“ sagte ich zutraulich. Sie sprang auf. „Ich komme von Ihrer Mutter.“ Ein tiefer Seufzer war ihre Antwort. In diesem Augenblick hört' ich ein Geräusch. Es ging in der Tapete eine kleine Thür auf, die ich noch nicht bemerkt hatte, und die auch das Mädchen nicht kennen mußte, da sie erschrocken zurücksprang. Ein junger Mensch, der Officier, trat rasch herein, und stellte sich neben Augusten. Er fragte; und bei dem ersten Worte, bei dem ersten Tone seiner Stimme, erkannte

ich meinen unglücklichen Sohn. Sieh, Richter! da war ich an dem schwersten Augenblicke meines Lebens.

Ach, er fragte mit einer Stimme, die alle Liebe meines Herzens in Bewegung brachte, Worte, — die mich erstarrten: was soll das hier? Das Mädchen ist mein! — Der Gedanke: das ist dein Sohn! lähmte mich. Ich trat schwankend einen Schritt zurück, und schlug mein Auge furchtsam zu Boden. Der Unglückliche mochte das für Feigheit halten, und sagte zu dem Mädchen: sehen Sie, liebes Kind, ein neuer Betrug! Aber seyn Sie ruhig; Sie sind in meinem Schutze. Gehen Sie dort in das Zimmer. (Er zeigte auf die Tapetenthür.) Und nun, mein Herr! sagte er, kalt und groß auf mich zu gehend. — Ich warf die Tapetenthür zu, welche auf dieser Seite keinen Drükker hatte; denn das Mädchen wollte ihm gehorchen. Dann setzte ich mich ruhig nieder, und sagte langsam: „Sie wollen wissen, junger Mensch, wer ich bin?" Er wiederholte mit Spott: junger Mensch! — „Ja, junger Mensch!" sagte ich noch einmal mit festem Tone. — Zur

Sache! redete er mich hart an. Was wollen Sie? wer sind Sie?

„Ich bin," sagte ich gelassen, „ein Freund des unglücklichen Mädchens, das ein boshafter Betrug an den Rand des Verderbens geführt hat. Wie, junger Mensch? Auch Sie verschworen sich, diese holde Unschuld zu vernichten?" Er runzelte die Stirn, hob dann das Gesicht frei auf, und sagte: ich bin der frommen Litanei müde. Was wollen Sie? Ganz kurz, mein Herr: was wollen Sie?

„Das Mädchen!" antwortete ich. — Er maß mich lächelnd von oben bis unten; dann sagte er kalt: das Mädchen ist mein. Ich wünsche Ihnen gute Nacht, mein Herr. Er wendete sich an Augusten, die in Thränen schwamm, und sagte ihr leise einige Worte, welche sie beruhigten.

„Das Mädchen wäre Ihr, mein Herr?" hob ich wieder an, und mit einem Tone, worin gewiß der rührendste Accent der Natur lag. „Wie? kann Ihnen der verächtliche Betrug eines Bösewichts, wie Schocher, Recht geben, diese Unschuld unglücklich zu machen?" — Bei

dem Nahmen Schocher wendete er sich heftig zu mir. Sie schwärmen. Schocher! wer ist das? — „Ein niederträchtiger Kuppler,“ antwortete ich noch immer sanft, „mit dem ich mich schämen würde eine gute That zu thun. Hören Sie, junger Mensch! Dies Mädchen ist die einzige Freude einer verlassenen, unglücklichen Mutter, eines jammernden Bruders, die Braut eines edlen Mannes.“ Hier flog Auguste mit einem Schrei in meine Arme, und mein Sohn stand, mit den schönen Zügen der Reue im Gesichte, finster da. „Komm, Auguste!“ sagte ich; „lies das.“ Ich zog den Brief ihrer Mutter hervor. Meine Mutter! schrie sie auf, und durchlief das Blatt mit schnellen Blicken. Ach, Gott! sagte sie dann schmerzlich; wem soll ich trauen! Nach einigen Minuten reichte sie mir schnell die Hand, und wollte mit mir gehen. So lange hatte mein Sohn schweigend dagestanden; jetzt aber rief er: Auguste, Sie sind verloren, wenn Sie dem Manne folgen! Bei Gott, Auguste, morgen bring' ich Sie zu Ihrer Mutter.

„Elender Betrieger!“ sagte ich, und sah

ihm starr in's Gesicht. Er zog seinen Degen; ich behielt aber Stellung, Miene, Stimme unverändert, und sagte: „elender Vatermörder! stoß zu!" Er sah mich starr an, und sein Gesicht wurde ängstlicher. „So weit," fuhr ich kalt, mit richtender Stimme, fort: „so weit, Ludwig, haben deine Laster dich gebracht! Mit dem Degen in der Hand stehst du da, und willst deinen Vater tödten." Jetzt brach sein Herz; er ließ den Degen fallen, und schlug beide Hände vor das bleiche Gesicht. Ich sah ihn noch einige Augenblicke so stehen, und führte dann Augusten hinaus an den Wagen. Sie stieg zitternd ein, und in einer Viertelstunde waren wir zu Hause.

Es ist ein holdes, unschuldiges, gutes Geschöpf. Ich schicke dir hier einen Brief an ihre Mutter, den sie sogleich geschrieben hat. Sie gab ihn mir offen, und so bekommst du ihn von mir. Welch eine reine Seele! Ich habe ihr gesagt, daß sie meine Tochter seyn soll; und wenn es angeht, lieber Richter, so laßt sie mir wenigstens einige Zeit. Diese milde, unschuldige Menschlichkeit ist mir für mein erstar-

rendes Herz nöthig. Ich möchte gern mit Wohlthaten das Vergehen meines Sohnes an ihr wieder gut machen. Laßt mir sie! Ich habe ihr gesagt, daß Jahns die Willmanns nicht geheirathet hat; und nun ist aller Kummer, bis auf das Andenken daran, aus ihrer heitern Seele verschwunden.

Mein Sohn lebt noch immer, ohne einen Menschen zu sprechen, in dem Landhause. Ach, Richter, Richter! Zuweilen steigt es wie ein Traum aus einer bessern Welt vor mir auf. Ich sehe ihn mit bleichem Gesichte, mit den Zügen der Reue, zu mir herein treten, und breite meine Arme nach ihm aus. — Ich unglücklicher Vater!

Hierbei schicke ich die Papiere, welche die Willmanns betreffen. Welche abscheuliche Menschen! Ich habe das Kind der Mamsell gesehen. Es ist sechs Jahr alt. Wenn du es etwa brauchst, ich kann es alle Tage bekommen. Schochern bin ich auf der Spur. Was mir Auguste erzählt, giebt mir kein Licht. Sie vertraute sich meinem Sohne an, weil sie von Schochern betrogen zu seyn glaubte.

Karl Jahns an Heinrich Müller.

L***.

Auguste ist wiedergefunden, und glücklich. Ich habe Briefe von ihr an ihre Mutter gesehen, die das sagen; und auch mein Oheim versichert mir dasselbe. Aber warum kommt sie nicht zurück? Wer ist der Brauns, bei dem sie sich aufhält? Die Mutter kennt ihn nicht, und Augustens Briefe sind gar nicht so, daß sie meine Unruhe vermindern können. Sie läßt mich grüßen, und mir die Versicherung geben, daß sie vollkommen glücklich ist. Wer ist der Brauns, in dessen Gesellschaft sie so ganz vergessen kann, daß ich nicht bei ihr bin? Mein Oheim antwortete mir lächelnd: „ein sehr reicher, edler Mann voll Geist; — und Witwer!" setzte er bedeutend hinzu. Und Auguste — fiel ich bitter ein — ein Mädchen. Er runzelte die Stirn, und sagte: „bist du deiner Sache denn nicht gewisser?" — Was soll ich wieder aus diesem Vorwurfe machen!

Augustens Bruder und seine Mutter leben jetzt in Ueberfluß. Sie scheint nicht zu wissen,

woher das Geld kommt; und er wird ängstlich, sobald ich ihn darum frage. Sehen Sie nicht schon alle die Fäden, aus denen mein Unglück gesponnen wird? Auguste ist glücklich; ihr Retter ein reicher Mann und Witwer, ihr Bruder auf seiner Seite! Ich möchte so gern an sie schreiben, und Niemand will recht ihre Adresse wissen. Niemand; auch der Bruder nicht! — „Vollkommen glücklich" ist sie. Das sollte sie nicht schreiben, auch wenn sie schon die Braut des edlen, reichen Mannes wäre. Vollkommen! Also mangelt ihr nichts mehr, auch ich nicht. Ach, sie würde nicht treulos seyn, wenn ich sie nur spräche! Aber man täuscht ihre Unschuld, und sie wird unglücklich werden. Leben Sie wohl. Ich hoffe doch endlich diesem verabredeten Spiele auf den Grund zu kommen. Adieu. Oder hätte sie mich nicht geliebt? „Bist du denn deiner Sache nicht gewisser?" fragte mein Oheim. Ja, freilich; jetzt seh' ich, daß ich ihrer Liebe nicht so gewiß war, wie ich dachte! Leben Sie wohl.

Brauns an Richter.

L***.

Ich habe meinen Sohn wieder, Richter, und mit einem besseren Herzen, als ich hoffte. Welch eine Stunde! Giebt es auf der so unvollkommenen Erde, giebt es für das schwache Herz des Menschen eine seligere Minute, als die, worin er um Vergebung bittet oder vergiebt? Theurer, theurer Sohn, wie süß war es mir, dir zu verzeihen! Ich erkundigte mich heimlich alle Tage nach ihm; er wohnte ruhig, ohne auszugehen, auf seinem Landhause. Es wurde mir schwer, ihn seinem Herzen, seinem eigenen Entschlusse zu überlassen; aber ich konnte nicht anders. Eines Morgens, als ich mit Augusten am Theetische saß, öffnete sich die Thür, und mein Sohn trat in das Zimmer. Auguste sprang auf, ihm entgegen, ergriff zitternd seine Hand, und führte ihn zu mir. Dann warf sie beide Arme um meinen Hals, als wollte sie Mitleiden für ihn erflehen. Gutes Mädchen! Ach, sein Blick hatte schon längst mein Herz erobert! Sie ging nun, und ließ uns allein.

Ich sah ihn erwartend an, und hatte alle innige Liebe für ihn nöthig, um ihn nicht sogleich an mein Herz zu drücken. „Lieber Vater," sagte er mit erzwungen ruhigem Tone; „ich weiß, daß Sie mich lieben, daß Thränen, die Zeugen Ihrer Empfindung, in Ihrem Herzen stehen. Und wenn ich der verächtlichste Mensch wäre, Sie würden mich aufnehmen, wenigstens den Unglücklichen in mir lieben und trösten. Ich komme also nicht, um Ihre Liebe zu bitten, die ich noch immer habe, oder um Ihre Verzeihung, die ich mir verdienen müßte. Könnte oder wollte ich mir Ihre Achtung nicht erwerben, so wäre es für uns Beide besser, wenn wir uns nicht wieder gesehen hätten. Sie zweifeln, mein Vater, was Sie auch von mir glauben mögen, nicht an meiner Aufrichtigkeit. Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich über das menschliche Leben anders denke, als Sie; doch nie habe ich eine Niederträchtigkeit begangen. (Er legte dabei die Hand auf das Herz.) Nie! nie! Vater, Sie hielten mich ihrer für fähig; und das, eben das, nahm mir die Lust nach Ihrer Achtung zu streben. Sie thaten mir Un-

recht, und ich glaubte, die Liebe eines Mannes entbehren zu können, der mich nicht achten wollte."

Sieh, Richter, das war etwas ganz Andres, als ich erwartet hatte. Nun mußte er entweder ein furchtbarer Heuchler seyn, oder meine Liebe hatte gefehlt. Ich glaubte das letztere, und wurde ruhiger. Dein Umgang mit Schochern? fragte ich; diese letzte Begebenheit mit dem Mädchen?

Er lächelte bitter. „Sie zweifeln also an der Wahrheit meiner Versicherung, daß ich nie eine schlechte Handlung begangen habe? Das sollte ein Vater nicht, in einer solchen Stunde nicht! — Sie sind der einzige Mensch, Vater, der einzige auf der weiten Erde, dem ich diese Versicherung geben kann; und vielleicht nur aus einer zu starken Rührung über den Zufall, der mir den Degen gegen Sie in die Hand gab. Nicht Ihr Vorwurf: Vatermörder! rührte mich; denn er war ungerecht: ich erkannte Sie nicht; — sondern die seltsame Lage, in die mich der Zufall mit Ihnen verwickelte, mein Nachdenken über die sonderbare Fügung des

Schick-

Schicksals, meine Ehrerbietung für Ihren Charakter, der heiße Wunsch, Sie glücklich zu wissen."

Und, fragte ich sanft, fiel dir nicht ein, was dich zu meinem Mörder hätte machen können?

„Wohl! Mit Thränen über das Elend der Menschen dachte ich es, mit dem Wunsche, daß es anders seyn möchte, nicht mit Reue. Daß ich Sie verlassen hatte, war die Eine Ursache; daß Sie mich dazu zwangen, mein Vater, die andre."

Sieh, Richter, er war ganz der Alte, der nie Unrecht hatte, wenn man ihn zu Worte kommen ließ, und dem du immer Recht gabst. Ich veränderte das Gespräch. Und was ist nun, fragte ich zutraulich, deine Absicht, daß du mich wieder aufsuchst?

Er breitete die Arme aus, und sah mich mit den schönen Blicken des vollen Zutrauens an. „Mit Ihnen zu leben, mein Vater, wenn Sie mich achten können." Da wallte es bei mir über; ich sprang laut weinend auf, stürzte in seine Arme, drückte ihn an meine Brust, und benetzte ihn mit heißen Thränen. Sey

mein Freund, sagte ich, wenn du mein Sohn nicht seyn willst; mein jüngerer, theurer Bruder. — Wir lagen einer an des andern Brust, und alles war vergessen; alles, alles. Ich schien mir selbst Unrecht zu haben, und that keine Frage mehr an ihn.

Nach einer Stunde kostete mir das Schweigen schon Mühe. Ich würde sogleich wieder gefragt haben: aber dein Umgang mit Schochern, und die Begebenheit mit dem Mädchen? wenn mir nicht ein Paar Worte von dir eingefallen wären. Du sagtest einmal: soll Gehorsam ein Beweis der Liebe seyn; was ist die Furcht? Ich schwieg, so viele Mühe es mir auch kostete.

Er blieb sich gleich. Als für drei Personen gedeckt wurde, fragte er ruhig: „für Augusten?" — Ich bejahete. — „Ist sie Braut?" — Ja! — Er zog finster die Stirn zusammen; dann sagte er bitter: „der Schurke, der Lüders!" — Nun brach ich durch. Wie so? — Er antwortete ganz kalt: „ich liebe Augusten, wie ich nie geliebt habe, mit der vollen Ueberzeugung, daß sie mein Leben glücklich machen

würde. Sie hat das, womit allein das Weib den Mann fest hält: Unschuld. Ich hätte sie lieber nicht sehen sollen!" setzte er nachdenkend hinzu. „Und warum nicht?" unterbrach er sich mit Lebhaftigkeit. „So sinkt doch die Hoffnung zum Glücke nicht ganz; wenn auch zu meinem, doch nicht zu dem Glücke eines Andern, der Menschen überhaupt."

Jetzt kam Auguste selbst. Er behandelte sie fein und artig, aber nie leidenschaftlich. Als er sie nach ihrem Geliebten gefragt hatte, und sie mit tiefer Rührung von ihm redete, hörte er mit sichtbarem Kampfe in seiner Seele zu; sein Ton blieb aber gefaßt. Ich fing an, was er wünschte, ihn zu achten, und wurde ruhig. Nach einem langen Gespräche, worin ich ihm meine Grundsätze äußerte, ging er weg, kam wieder, gab mir ein Paket, und sagte: „hier ist ein Tagebuch meines Lebens. Ich hoffe, mein Vater, Sie werden, wenn Sie es lesen, Sich Ihres Sohnes nicht schämen, sondern nur den Zufall bedauern, der uns trennte."

Ich habe ihm Unrecht gethan, lieber Richter. Er ist ein Vernunftschwärmer, wie wir in

seinem Alter Tugendschwärmer waren. Ja, er hat, gleich uns, mit Schurken Umgang gehabt: wir aus Mitleiden, er aus Humor; so wie, schreibt er selbst, der Naturforscher Vipern secirt, um sie kennen zu lernen. Seine Grundsätze sind freilich seltsam; doch führen sie ihn sicher dahin, wohin uns die unsrigen führten: das Leben zu verachten, aber es zu verdienen; den einzelnen Menschen zu bemitleiden, aber das Geschlecht und seine Bestimmung zu ehren. Er kennt den Heuchler, den Schocher, doch nur unter dem Nahmen Lüders, will gern wissen, wie es in dem Herzen eines solchen ausgemachten Schurken aussieht, macht sich an ihn, gewinnt halb und halb sein Vertrauen, und entführt ihm mit seiner Bewilligung Augusten, die er auf der Reise von L*** hierher schon kennen gelernt hat. Schocher giebt sie für ganz hülflos aus, und erzählt ihm einen Roman, an dessen Wahrheit er nicht zweifelt. — Mein Sohn ist unschuldig, und auf dem Wege ein edler Mensch zu werden, — freilich auf einem seltsamen, der eher zur Verzweiflung an der Tugend, als zur Tugend selbst, zu führen scheint.

Ich hoffe, er soll noch glücklich werden, so wenig er selbst es auch erwartet. Er scheint kalt, ist es aber nicht; und was er für Streben seiner Vernunft hält, ist nichts als die schöne Ahnung seines Herzens.

Du würdest mit mir die Stärke seiner Seele bewundern, wenn du sähest, wie er mit Augusten lebt. Er ist ihr Lehrer; und einen bessern konnte sie nicht bekommen, ob ich gleich Anfangs befürchtete, daß er ihr etwas von seinen Grundsätzen mittheilen möchte. Ich sprach mit ihm darüber. „Die Weiber," sagte er, „brauchen nichts als Liebe, Heiterkeit und keusche Unschuld. Das sollte ihr Charakter seyn, um die mächtigen Schläge unserer Vernunft zu mildern. Das Weib ist für den Mann geschaffen; der Mann für das ganze Menschengeschlecht." Sieh, so führen seine falschen Vordersätze zu eben dem Ziele, wie unser Streben: zur Tugend, zur Liebe. Du würdest Augusten nicht wieder kennen. Ihr Charakter entwickelt sich hier zu einer stillen, einfachen, aber mit aller Liebenswürdigkeit geschmückten, Majestät.

Ich bedaure meinen Sohn. Neulich, als

Auguste uns verließ, sprang er auf, drückte mich in seine Arme, und sagte klagend: „ich schaffe ein Eden für einen Fremden!“ — Für einen Menschen, erwiederte ich: für deinen Bruder! — „Ach,“ seufzte er; „wenn dieser Mensch es verwüstete!“ Und nun fuhr er, weil Auguste hereinkam, mit eben der Ruhe wieder fort, wie vorher. Sieh, Richter, mich dünkt, eben dieser Stolz auf die Stärke seiner Vernunft giebt ihm die Kraft, ruhig zu bleiben. Ich frage mich sogar: ob ich wohl fähig wäre, in diesem Grade Herr meiner Leidenschaft zu seyn.

Auguste ist äußerst gelehrig und fleißig. Ihre Stimme bildet sich zum Entzücken aus. Sie spricht und schreibt sehr richtig; ihr Anstand, ihr Gang wird edel: nur ihr Herz bleibt so demüthig, wie es war. Wenn sie noch einige Monathe hier ist, darf sie kühn mit der Gebildetsten ihres Geschlechtes wetteifern. Der Umgang mit meinem Sohne giebt ihr eine Feinheit im Ausdruck, eine Zartheit der Empfindung, die ich bei einer solchen bescheidenen Einfalt nie für möglich gehalten hätte. Sie macht unbeschreibliche Fortschritte in der Musik, im

Englischen und Französischen; doch das alles sind nur kleine Blumen auf dem weißen Schleier ihrer bescheidnen Unschuld.

O, wie glücklich wird dein Neffe seyn, wenn ich ihm dieses Mädchen übergebe! Ich bitte dich, Richter, laß es mir noch einige Zeit.

Richter an Brauns.

L***.

Schicke mir sogleich die Tochter der Mamsell Willmanns; ich brauche sie. Grüße deinen Sohn von mir. Weniger habe ich nie von ihm erwartet, als er thut. Sag ihm das. Aber du konntest das häßliche Befehlen nicht lassen, Alter; und du weißt ja, daß Sklaven nicht lieben können. Mein Schwager begreift das nicht. Du bist durch dein eigenes Herz gerettet. — Dein Sohn hat nie aufgehört, mir zu schreiben; ich kannte ihn.

Erzieh mir Augusten so fort. Ein Jahr bleibt sie bei euch; dann aber — Magst du doch am Ende bei ihr leben! Wer weiß, was ich

thue! Aber erst will ich meinem Schwager sein hartes Herz ein wenig weich drücken. Schreib mir doch etwas ausführlich über die Londoner neue Unternehmung nach China und Japan, was zu hoffen, was zu fürchten ist. Hier hör' ich nichts mehr davon. Ich bin dabei sehr interessirt; aber nur bei dem Verluste. Mißlingt die Unternehmung, so wird es mir lieb seyn. Du sollst das näher erfahren. Adieu. Das Kind an unsern gewöhnlichen Correspondenten.

Karl Jahns an Heinrich Müller.

L***.

Da hat sich auch ein Sohn des reichen Herrn Brauns gefunden, um den in Augustens Briefen die Prädikate: „liebenswürdig! edel! erhaben!" umher stehen, wie um seinen Vater die vollen Geldsäcke. Um mich nichts weiter, als: „grüßen Sie Herrn Jahns von mir." Die Mutter, der Bruder, und auch mein Oheim beobachten ein unverbrüchliches Schweigen über ihren Aufenthalt, über ihre Gesinnungen. Nun,

über die kann ich wohl nicht mehr in Zweifel seyn. Ich weckte die Empfindungen ihres Herzens: das war alles. Dieser junge Herr Brauns ist der Glückliche, der — Ich will Ihnen nur gestehen, was ich lieber mir selbst verschweigen möchte. Dieser Tage nannte ich bei meinem Oheim den jungen Brauns. „Ein edler Mensch!" sagte er. — Hm! erwiederte ich bitter; sein Vater ist ja reich . . . — „Wenn ich nicht irre," fiel er mir in's Wort, „so habe ich noch Briefe von dem jungen Menschen." Er suchte, fand einige, und las mir vor. Ich schlug die Hand an die Stirn; denn ich fühlte mich verloren: so groß, so edel, glänzte der Charakter des Menschen in jeder Zeile.

Mein Oheim lächelte, und sagte dann auf einmal: „und der junge Mensch liebt Augusten!" Ich sah ihn an und ging. So zerplatzt die bunte Seifenblase vor den Augen des fröhlichen Kindes. Zuweilen fällt mir ein, daß ich Augusten wohl einmal Vorwürfe machen möchte; und dennoch sagt mir mein Herz: sie ist unschuldig. Ich fühle mit dem Schmerze der Verzweiflung: sie wird nie einen Vorwurf von

mir bekommen. Und, und — Bei Gott! Sie sollen von mir hören!

Richter an Brauns.

L***.

Denke nur! Um nicht die Schande zu erleben, etwas gewollt zu haben, das er nicht durchsetzen konnte, brütet mein harter Schwager mit Willmanns einen tollen Plan aus, der wahrhaftig gelungen wäre, wenn die alte Judith hätte schweigen können. Ich sah die Willmanns lächeln, und erfuhr, daß Herr und Frau von *** sich Kleider zur Hochzeit machen ließen. Mein Schwager war auf einmal freundlich und gütig. Man drang nicht mehr auf die Heirath; desto öfter steckte man aber die Köpfe zusammen, und fuhr betroffen aus einander, wenn ich dazu kam. Ich wollte die alte Judith zum Plaudern bringen; doch vergebens: sie schwieg, wie ein Stein, und sah mich nur listig an. Endlich reitzte ich ihre Eitelkeit durch meine Schadenfreude, daß der Plan mit der Will-

manns verunglückt wäre. Nun wurde es ihr zu schwer, ihren Triumph zu verhehlen. „Ich möchte beinahe wetten,“ sagte sie lächelnd und schlau, „wir haben in vier Wochen Hochzeit.“ — Nun, so müßten Sie heirathen, Judith! erwiederte ich. — „O nein; sonst jemand, von dem Sie es nicht erwarten und wünschen.“ — Ho! ho! sagte ich: was wetten Sie? — Sie lächelte und schwieg. Am folgenden Tage hob ich wieder an, und machte sie böse; im Zorn verrieth sie nun, daß man meinen Neffen von der Seite seines Herzens angreifen würde. Und wahrhaftig, zu einer bessern Zeit konnte man das nicht thun; denn der junge Mensch hält seine Geliebte für untreu, und deinen Sohn für seinen glücklichen Nebenbuhler. Auch habe ich ihm angemerkt, daß Edelmuth bei ihm im Spiele ist, und daß er dem Mädchen gern den Vorwurf der Untreue ersparen möchte. Die Tochter der Mamsell Willmanns kam mir also sehr gelegen; und die Papiere, die du mir geschickt hast, lagen in Bereitschaft.

Der Plan war gemacht, und der Tag kam,

da man das Netz über den jungen Menschen werfen wollte. Die Willmanns fanden sich ein, und es war ein Prediger bestellt, wie ich wußte, zur Trauung. Ich schickte also ganz still nach der Tochter der ehrbaren Mamsell, und erwartete ruhig das Siegesgeschrei. Mein Schwager ließ sich untergeschobene Briefe aus England bringen, die ihm das Mißglücken der großen Unternehmung nach China und Japan ankündigten. Er rief: ich bin verloren! Man umringte ihn, man fragte. Er erzählte; und nun erboten sich Willmanns, ihn mit ihrem ganzen Vermögen zu decken. Mein Schwager fiel der Mamsell um den Hals, und mein Neffe staunte. Dieser unerwartete Edelmuth rührte ihn; er gab dem Mädchen die zitternde Hand. Da die erste Geliebte ihn verlassen hatte, und die Willmanns seinen Vater retten wollten — was war natürlicher als seine Handlung, bei der doch selbst mein Schwager nicht ungerührt blieb! Jetzt hörte ich Judiths Stimme, und ging auf den Saal. „Heute sollen Sie gratuliren," sagte sie triumphirend. „Sehen Sie wohl? Mei-

ne Wette wäre gewonnen; wir haben Hochzeit!" — Was wetten Sie noch jetzt? erwiederte ich; aus der Hochzeit wird nichts!

Ich ging in das Zimmer, und sagte ruhig: „Mamsell Willmanns, ich habe Ihnen etwas Dringendes zu sagen." — Jetzt nicht! fuhr mein Schwager auf. — „Jetzt! eben jetzt!" Sie wollte nicht; kaum hatte ich ihr aber leise in's Ohr gesagt: „Ihre Tochter aus Hamburg ist auf meinem Zimmer;" so erblaßte sie, und folgte mir, als ich ihre Hand nahm, wie eine Marionette. Noch auf dem Wege nach meinem Zimmer gab sie sich Mühe, mir nicht zu glauben; als ich aber die Thür öffnete, und sie ihr Kind erblickte, schrie sie auf. Das Kind sprang schmeichelnd zu ihr hin, und sie sah es, mit Grimm und Verzweiflung in den Augen, an. „Das bleibt unter uns," sagte ich langsam und deutlich zu ihr; „aber aus der Heirath wird nichts." — O, ich schwöre Ihnen, rief sie ängstlich: Sie irren Sich, Herr Richter. — Ich gab ihr ruhig einen ihrer Briefe, und blätterte ihre ganze Correspondenz vor ihren Augen auf. Jetzt hörte ich Judith vor der Thür, brachte

die Kleine in die Kammer, und befahl ihr, ja darin zu bleiben.

Judith erschrak, als sie die Mamsell Willmanns sah. „Es haben sich,“ sagte ich zu ihr, „Umstände gefunden, die es der Mamsell Willmanns nothwendig machen, alle Verbindung mit unserm Hause abzubrechen.“ Judith blieb mit offnem Munde stehen. Mamsell Willmanns rief ängstlich nach ihrem Wagen. Ihre Mutter kam, und die Tochter sagte ihr einige Worte in's Ohr. Das Weib schleuderte einen wüthenden Blick auf mich, und verlangte gleichfalls den Wagen. Nun kamen mein Schwager und mein Neffe. Man fragte, man erkundigte sich. Die Willmanns antworteten nur mit einzelnen, abgebrochnen Tönen. „Lieber Schwager,“ sagte ich, „es haben sich Umstände gezeigt, die es der Mamsell unmöglich machen, deinen Sohn zu heirathen.“ — Welche Umstände? fuhr er auf. Ich will, mein Sohn will; und ich verbitte, daß sich sonst jemand, er sey, wer er wolle, in meine Angelegenheiten mischt. — Wie dem auch seyn mag, sagte mein Neffe mit der Stimme verzweifelnder Resignation: hier

ist meine Hand, Mamsell Willmanns! . . . Das ist ja so wenig! setzte er, mit einem Blikke auf mich, hinzu. Das Mädchen sah mich durchbohrend an, und hatte die Unverschämtheit, ihre Hand in die seinige legen zu wollen. „Mamsell!" sagte ich ernst; „keine Unbesonnenheit!" Sie biß die Zähne auf einander. Ihre Mutter winkte, ergriff die Hand meines Neffen, und murmelte etwas her, das ihre Verwirrung anzeigte, aber auch den Entschluß, die Hand nicht fahren zu lassen. „Hannchen!" rief ich. Das Kind kam herein, und auf mich zu. Die Willmanns erstarrten; die Andern sahen mich errathend an. Ich hielt schweigend das Kind fest, und erwartete die Auflösung.

Nun hob die Mutter an. Sie gestand, daß ihre Tochter die Mutter des Kindes sey, und erzählte eine Fabel, die unschuldig genug herauskam, und nach der ihre Tochter gleichsam eine Witwe seyn sollte. Judith fing an, sich zu kreuzen. Mein Schwager stampfte mit den Füßen, und fluchte auf seinen Sohn, auf mich, auf die Willmanns. Die Fabel bekam in dem Munde der Frau immer mehr das Ansehen der

Unschuld. Nun mußte ich noch einen Schritt weiter gehen. „Hier, Madame," sagte ich, „ist zu dem Kinde auch Ihre und Ihrer Tochter Correspondenz. Bis jetzt hat sie niemand gelesen, als ich; sagen Sie aber noch eine einzige Lüge, so geb' ich sie meinem Schwager, und" — ich zeigte ihr ihre Briefe in der Wechselgeschichte — „dies dazu." Dieser Schlag betäubte sie. Ach, hochgeehrtester Herr Richter, sagte sie, und hätte sich beinahe vor mir niedergeworfen: machen Sie eine arme Familie nicht ganz unglücklich! Ich bot der Frau, anstatt ihr zu antworten, den Arm, und die Tochter folgte. Als ich sie an den Wagen geführt hatte, der auf meinen Befehl vorgefahren war, ging ich wieder hinein. Mein Schwager hatte das Gesicht gegen die Wand gekehrt; Judith schüttelte in Einem fort den Kopf, und rief, als ich kam: schaffen Sie auch den Balg da aus dem Hause! Ehe ich antworten konnte, wendete sich mein Schwager um, und rief, feuerroth: das war also dein Gehorsam, Bube? Mich zum Narren haben? Aber es soll anders werden! Ich will Herr im Hause seyn; und

wem

wem das nicht recht ist, mag meinethalben gehen und sich als Packträger vermiethen! — Mit diesen Worten, die mir galten, lief er auf sein Zimmer. Judith schlich ihm mit Kopfschütteln nach, und als sie die Thür zugemacht hatte, fing sie an mit heller Stimme zu singen:

Die Lust des Fleisches dämpf' in mir,
Daß sie nicht überwinde, ꝛc.

Jetzt nahm ich meinen Neffen vor, las ihm derb den Text über seine Unbesonnenheit, Augusten auf den ersten Verdacht fahren zu lassen, und gab ihm dann aufs neue einen Schimmer von Hoffnung. Da erschrak er vor dem Abgrunde, in den er sich hatte stürzen wollen, und dankte mir, als er wieder zu sich selbst gekommen war, mit dem vollen Entzücken der Liebe.

Mein Schwager glaubt ganz fest, es sey eine Verabredung zwischen mir und meinem Neffen gewesen, und ist sehr böse auf diesen, ob er gleich jetzt lieber sein ganzes Vermögen hingäbe, als in die Heirath willigte. Eben das, was ihn belehren sollte, — wie ungerecht der Mensch seyn kann! — hat ihn erbittert. Er meint, ein Vater müsse gegen seinen Sohn nie Unrecht ha-

ben. Ich hoffe, daß seine Hitze, seine Herrschsucht bald Alles der Vollendung näher bringen wird. Wenn zwei Herzen, die von der Natur zu Liebe bestimmt waren, anfangen einander zu hassen: — sollte man dann nicht ganze Welten zwischen sie werfen, damit sie sich in dem weiten Raume der Schöpfung nie begegnen könnten? — So geht hier das Leben mit Zank und Versöhnung zwischen Beiden hin, und mit jedem Tage wird die Liebe in ihrem Herzen immer tiefer erschüttert.

„Nur nicht Trennung zwischen Vater und Sohn!" sagt die fromme Judith seit gestern, so oft sie mich sieht. „Was wird die Stadt sagen!" — Nur nicht bei einander bleiben, wenn sie sich nicht lieben, antworte ich; was wird die Natur, was der Himmel dazu sagen! — „Ach, Herr Vetter," erwiederte sie mir, die Hände ringend, „die Lieb' ist in Gemüthern,

Wie ein Balsam, der sie heilt,
Wie ein Stern, der herrlich blinket,
Wie die Schönheit, die uns winket." —

Eben darum! fiel ich ein. Sie nennt mich gottlos, und singt, daß das Haus schallt:

Er ist aus Kains Mordgeschlecht
Und ein verdammter Sündenknecht!

Dabei schürt sie mit ihren Anmerkungen den Haß zwischen Beiden zu hellen Flammen an, ohne im Mindesten etwas Arges daraus zu haben. Erst hetzt sie Vater und Sohn auf; dann möchte sie das Feuer mit einem geistlichen Spruche oder Verse wieder löschen, und wundert sich, daß es nicht gehorchen will. Sind nicht die meisten Menschen so, wie diese gutherzige, fromme Judith? Adieu. Sorge für Augusten. Grüße deinen Sohn, und danke Gott!

Richter an Brauns.

L***.

Der Schlag ist gefallen; Vater und Sohn sind getrennt. Gestern Morgen ließ mein Schwager, nachdem er lange, mit sich selbst kämpfend, im Zimmer auf und nieder gegangen war, seinen Sohn kommen. Dann wendete er sich zu mir und Judith, und sagte: „ich will durchaus, daß Ihr Euch jetzt in nichts mischt, was

ich thue.“ Judith nahm sogleich ihr Gebetbuch auf die Kniee, und saß da, als ob ihre Hände, Füße und Augen lauter Ohr wären. Zu meiner Freude war er fest entschlossen; das hörte ich an dem ruhigen Tone, mit dem er sprach, und den er so ziemlich behielt. „Deine Schwester ist verheirathet,“ hob er an; „und zwar nach meinem Willen. Ich bin nur Vater von Kindern, die mir gehorchen. Das überleg!“ Er hielt etwas inne. „Ich habe für dich eine Partie. Besinne dich wohl! Willst du mir gehorchen?“

Hier wollte Judith etwas sagen; allein er warf einen zornigen Blick auf sie, und sie schwieg. „Antworte ganz nach deinen Wünschen, mein Sohn; aber ohne Vorrede. Bloß das einzige Wörtchen Ja, oder Nein. Willst du gehorchen? Ja, oder Nein. Nichts weiter!“

Mein Vater, fing mein Neffe an — „Ohne alle Vorrede, sage ich dir!“ unterbrach mein Schwager ihn heftig. „Ich will, um deinen Oheim zum Schweigen zu bringen, einmal hören, ganz hell und deutlich hören, daß du mir nicht gehorchen willst. Also, ich verlange, du

sollst heirathen. Willst du gehorchen?" — Mein Vater ... — „Nichts, nichts! Ja oder Nein! Willst du gehorchen?" — Ich kann nicht, Vater! sagte der junge Mensch unmuthig. — „Die Antwort will ich nicht; du sollst ein einfaches Ja oder Nein antworten. Willst du mir gehorchen?" — Nein! sagte der Sohn fest. — „Nun?" rief der Vater, und sah mich an.

Er runzelte die Stirn, verbiß seinen Zorn, und sagte: „so ist es recht! Unterschreib nun diesen Zettel, worin steht, daß du mir den Gehorsam versagt hast." — Schwager, sagte ich; ein Kaufmann muß wenigstens mit Feder und Tinte ehrlich umgehn. Du willst deinen Sohn da etwas unterschreiben lassen, das nur halb wahr ist. — Er sah mich grimmig an, und drang meinem Neffen die Feder auf. Dieser las, und sagte dann: wenn es nur das ist, mein Vater; recht gern! (Er unterschrieb mit Thränen in den Augen.) Auch wenn ich Ihnen hätte gehorchen können, wären Sie Herr über Ihr Vermögen gewesen. Mein Herz macht nur Ansprüche auf Ihre Liebe, auf weiter nichts.

Der Erbschaft entsage ich gern; aber, aber — er ergriff weinend des Vaters Hand — von Ihrer Liebe scheide ich mit schwerem Herzen.

„So gehorche!" sagte mein Schwager ungewöhnlich sanft, und zog die Hand nicht zurück. — Das allein kann ich nicht, mein Vater. — Nun flammten seine Augen wieder von Zorn. Er wendete sich um, und schwieg einige Augenblicke.

„Deine Mutter," sagte er dann, „brachte mir sechzehntausend Thaler zu. Hier ist die Hälfte, dein Mütterliches." (Er reichte ihm Banknoten, und drang sie ihm auf.) „Nun habe ich dir nichts mehr zu befehlen, und du nichts weiter von mir zu erwarten. Ich wollte, du wüßtest noch heute, wohin." — Mein Neffe stand mit gesenkten Augen vor ihm; dann schlug er auf einmal beide Arme um seinen Vater, küßte ihn, und sagte: nun noch das Letzte, mein Vater, was Ihnen keinen Heller kostet. Nennen Sie mich noch einmal Ihren Sohn! — Da stand der alte Mann mit seinem verlassenen Vaterherzen. Jetzt fühlte er, was sein Sohn

von ihm foderte; und doch siegte sein Stolz. Er wendete sich ab, und sagte: Adieu, mein Sohn! — Mein Neffe ging, wie betäubt.

Als er hinaus war, fragte ich: „Judith, steht nicht im neuen Testamente das Evangelium vom verstoßenen Sohne?" — Vom verlornen! antwortete sie weinend. — „Recht! vom verlornen Sohne; denn zu einem verstoßenen wäre der alte Vater hingegangen und hätte gesagt: Sohn, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir! . . . Schwager," sagte ich ernst: „deine Tochter ist gehorsam gewesen; und dein Sohn liebt dich. Du wirst sehen, mit wem du am besten fährst." — Gehorsam ist besser, . . . fing Judith an, und vollendete nicht.

Ich fand meinen Neffen auf seinem Zimmer wirklich sehr gerührt. Es kostete mir nicht viele Mühe, ihn zu überzeugen, daß er gerade das, was nun geschehen war, hätte wünschen müssen. Ich machte Plane mit ihm, was er thun sollte, um glücklich zu leben. Er äußerte Neigung zur Landwirthschaft, und ich rieth ihm, ein Gut zu pachten, wozu er mit Freuden Ja

sagte. Nun gab ich ihm bestimmtere Hoffnungen auf Augustens Besitz. Eine Pachtung war bald gefunden, nehmlich unser Beider Gut Plauenberg; und ein Paar Zeilen an unsern alten Riedel brachten unsere Nahmen aus dem Spiele. Noch heute fahre ich mit ihm dahin. Ich hoffe, er soll sogleich dableiben. Dies zur Nachricht, daß du nicht etwa auf den Einfall kommst, mit Augusten dahin zu gehen. Das Jahr ist nun bald verlaufen. Halte dich bereit, Augusten in die Arme der Liebe abzuliefern. Kein Geld, nichts! Sie sollen erst sich behelfen lernen, arbeiten, entbehren und glücklich seyn. Adieu.

Richter an Brauns.

L***.

Jetzt, lieber alter Brauns, wird es Zeit, die beiden Liebenden zusammen zu bringen. Mein Neffe wohnt in Plauenberg, in der Pachterwohnung, und ist sehr einfach, nicht einmal bequem, eingerichtet. Das Betragen des jungen

Menschen freuet mich; er fand auch diese Einrichtung noch nicht einfach genug für sein Vermögen. Augustens Mutter ist, auf meinen Rath, und auf meinen Betrieb durch den Sohn, als Wirthschafterin bei ihm. Er liebt das Mädchen mit reiner Sehnsucht, und sie ist sein ewiges Gespräch; das hemmt aber seine Thätigkeit nicht, und sogar in den Feierstunden arbeitet er im Garten. Wundre dich nicht. In dem Pachtkontrakte habe ich dich und mich geadelt; wir heißen: Herr von Plauenberg. Das große Haus steht leer; mein Neffe erwartet, sehr bald den Gutsherrn darin zu sehen. Du kannst ihn nun überraschen, wie es dir gut scheint. Mache nur deinen Plan so, daß du den meinigen nicht über den Haufen wirfst.

Er soll Augusten haben, doch ohne Geld; und das muß auch sie glauben. Die Art und Weise, wie du das anfangen willst, überlasse ich dir. Sie sollen die ersten Jahre ihr Glück nur ihrem Fleiß, ihrer Mäßigkeit verdanken; denn, alter Brauns, warum freuen wir uns über unsern Reichthum? Weil wir ihn uns erworben haben. Noth und Sorgen, wenn sie

nicht allzu groß sind, schmelzen die Herzen zusammen, stärken die Liebe, und vergrößern den Muth. Dann hab' ich noch einen andern Plan, den ich dir entdecken will, sobald mein Podagra mich wieder vom Stuhle läßt. Also nach Plauenberg; und Liebe, Friede und Gottes Segen mit dir und euch Allen!

Dein armer Junge dauert mich. Aber es wird sich für ihn schon noch ein Herz finden; und, die Wahrheit zu sagen, ist dieses einfache Geschöpf nicht für ihn, so wenig wie er für das Leben in Plauenberg. Leb wohl.

Brauns an Richter.

Plauenberg.

Sie sind Mann und Frau, lieber Richter, und mein Sohn ist fort. Da hast du Beides: Freud' und Leid. Wohl hundertmal habe ich dich hergewünscht. Ich las meinem Sohne deinen Brief vor. Du glaubst nicht, wie sehr er das Mädchen liebte, und wie standhaft groß er sich betrug. Als ich ihm die Stelle in deinem letzten

Briefe vorlas, worin du sagst, Auguste passe nicht für ihn; da rief er erst: „wie? Auguste nicht für mich?" Dann legte er die Hand an die Stirn, und sagte nachdenkend: „wenn er wieder Recht hätte, der alte Prophet! Ich fühle es zwar noch nicht; aber . . . Hat er Recht, so muß ich sie vergessen können. Das wird sich zeigen. Wir gehen nach Plauenberg."

Ich richtete die Reise so ein, daß wir um Mitternacht auf dem Gute ankamen. Ein Bedienter war zu Pferde vorausgeritten, um Anstalten zu unsrer Aufnahme zu treffen. Ich hatte ihm bestimmt den Auftrag gegeben, zu verhüten, daß uns dein Neffe nicht etwa empfinge. Am folgenden Morgen bat ich Augusten, sich recht gut anzukleiden, und dann, sich mit meinem Sohne an das Klavier zu setzen. O, du müßtest den edlen Anstand des schönen, ausgebildeten Mädchens sehen, du müßtest sie singen hören, um dir einen Begriff von den Empfindungen deines Neffen machen zu können!

Ich ließ ihn zu mir herüber bitten. Als er kam, ging ich ihm im blauen Zimmer entgegen, und blieb da mit ihm. In dem gelben,

dessen Flügelthüren beide offen standen, saß Auguste, mit dem Rücken gegen die Thür, am Fortepiano, und sang mit meinem Sohn ein schönes, aber langes Duett. Ich hatte für Pracht gesorgt, die deinem Neffen in seiner jetzigen Lage nothwendig einen Theil seines Muthes nehmen mußte. Mein Sohn trug die prächtige Englische Uniform, und reich gekleidete Bedienten warteten uns auf. Er schien durch Augustens Stimme aufmerksam zu werden, und sah starr in das Zimmer; doch er erkannte sie nicht, und hörte mir bald wieder ruhig zu. Nach dem Duett sagte mein Sohn einige Worte Englisch zu Augusten, und sie antwortete ihm. Nun lagerte sich eine sprechende Ungeduld in deines Neffen Gesicht. Er sah unverwendet nach Augusten, und sie drehete ihr Gesicht einige Male zu meinem Sohne hin, so daß wir sie beinahe ganz im Profile sehen konnten.

Jetzt stand sie auf, und mein Sohn setzte sich. Dein Sohn sah die schöne Gestalt, und wurde ruhiger. Als sie aber Beide wieder sangen, verlor er den Faden meines Gespräches,

wurde blaß, und stand endlich auf. Der schöne Augenblick näherte sich. Ich nahm seine Hand, um ihn in das andre Zimmer zu führen, und sagte: Sie müssen doch meinen Sohn kennen lernen. Auguste hörte das, und sah sich um. Sie erkannte ihn, und das Notenblatt sank ihr aus der zitternden Hand. Er legte, wie betäubt, seine Stirn auf meine Schulter, und murmelte: o, ich Unglücklicher! Jetzt führte mein Sohn die liebe, bleiche, zitternde Auguste näher. Sie rief: „o Gott! er ist es! er ist es!" und so sank sie an meiner Seite in seine Arme, oder vielmehr, sie nahm ihn in die ihrigen. Er umfaßte sie langsam, und fragte leise: liebst du mich noch, Auguste? — „Ueber Alles in der Welt!" antwortete sie laut, und beugte sich nieder, ihm in das gesenkte Gesicht zu sehen. Als er den Blick ihrer Liebe, ihrer Unschuld sah, faßte er sie mit innigem Entzücken in seine Arme. So standen sie lange, und nur Seufzer und Thränen zeigten, daß sie noch lebten. Deine Mutter, Auguste, ist hier! stammelte er endlich. — „Meine Mutter!" rief sie, und stürzte, mit ihm Hand in Hand, aus dem Zim-

mer und über den Hof weg. „Meine Mutter!" rief das theure Mädchen Ein Mal über das andere, bis die Mutter herbeikam. Ich stand am Fenster, sah dem süßen Schauspiele zu, und — nahm meinen Sohn an die Brust, um nicht ohne ein Herz da zu stehen, an dem das meinige schlagen konnte.

Ich mußte sie endlich bitten lassen, wieder zu uns zu kommen. Auguste sank nun in meine Arme. — Das also, fragte ich mit ungewissen Blicken, ist der Herr, den du liebst, Auguste? — Sie führte ihn triumphirend vor mich hin. — Du sagtest mir aber, fuhr ich fort, von einem reichen Manne. Verzeihen Sie, Herr Jahns. — „Er ist jetzt arm!" erwiederte sie freudig, und lehnte sich mit liebevollen Blicken an ihn. — Ich schüttelte den Kopf. So hab' ich Unrecht gethan, liebes Kind (ich faßte ihr Kleid an), dich an so etwas zu gewöhnen; du weißt, wie wenig ich es liebe, wenn man . . . Besinne dich, liebe Auguste. Ich habe Absichten mit dir. — Sie sah mir in die Augen, und lief dann auf einmal weg. Nach einigen Minuten kam sie in einer sehr einfachen, aber reinlichen

Hauskleidung wieder. Jetzt drückte sie den freudetrunkenen Jüngling noch inniger an ihr Herz, und sagte: „ach, sein Reichthum war ja meine einzige Sorge. Daß er jetzt arm ist, arm wie ich, das, das . . . — O, wir wollen arbeiten!" Sie faßte seine beiden Hände kräftig, um ihm ihre Stärke zu zeigen. Es war etwas höchst Angenehmes in diesen Bewegungen. Du kannst leicht denken, wie schwer es mir wurde, nicht ihr Vater seyn zu dürfen. Eine herzliche Umarmung war alles, was ich ihr gab. — Ich ließ den Prediger holen.

Mein Sohn blieb bei der Trauung. Er umarmte Augusten mit dem einzigen Worte: meine theure, zu theure Schwester! Aber nun brach seine Stimme doch mit seinem Herzen. Er reichte deinem Neffen die Hand, und fing an: ich gebe Ihnen viel, ein Herz, das . . . Was er noch sagen wollte, verbarg er in eine Umarmung. Am Abend nahm er Abschied, um eine Reise durch Europa zu machen. Sehe ich Sie nicht wieder, sagte er, so gehört mein Vermögen Augusten; und sehe ich Sie wieder, auch dann gehört es ihr. Er ging, in der

That zitternd, eben als uns gegenüber in Augustens Schlafzimmer das Licht ausgelöscht wurde.

Am folgenden Morgen fanden sich Alle zum Thee bei mir ein; und nun erst bekam Augustens Mann nach und nach Augen für ihre bessere Kultur, an die am vorigen Morgen niemand dachte, auch ich selbst nicht, ob ich mich gleich besonders auf diese Ueberraschung gefreuet hatte. Das Schönste für mich war die ruhige, bescheidene Unschuld, die Auguste behielt. Die junge Frau ist nun ganz eingerichtet. Sie geht so einfach gekleidet, wie ihr Mann, wie ihre Mutter, ohne daß sie etwas vermißt. Das Einzige, was ich ihr geschenkt habe, ist das schöne Fortepiano. „Ach,“ sagte sie, als sie dafür dankte; „eben um das wollte ich Sie bitten, lieber Vater.“ Ich mußte mich abwenden. — Ihre Mutter unterrichtet sie nun in der Wirthschaft; und, was du kaum glauben wirst, schon seit dem zweiten Tage ist dein Neffe vom Morgen an auf seinem Felde, und nur die Abende gehören der Liebe. Aber, welche Abende! Tausendmal wollten die Worte über

meine Lippen: Plauenberg ist euer, meine Kinder! Ich reise schon heute ab, um es nicht am Ende doch gegen deinen Willen zu sagen. Sie würde es nicht glücklicher machen, das weiß ich: denn gerade ihre schönsten Freuden entspringen aus ihrem Fleiße, ihren Entbehrungen, ihren kleinen Aufopferungen; aber ich wäre glücklicher, wenn ich Ihnen sagen könnte, wie sehr ich sie liebe. Adieu.

Richter an Brauns.

L***.

Ich beneide dich um die Tage, die du gehabt hast, alter Brauns. Aber gut, daß du in Hamburg bist! Ich kenne dein zu weiches Herz. Oder ist es wohl gar ein heimlicher Hochmuth, der es nicht gern sieht, daß die jungen Leute glücklich sind, ohne deiner dabei zu bedürfen? Im Grunde nahmst du es ja doch auch übel, daß dein Sohn tugendhaft seyn wollte, ohne dich dabei nöthig zu haben. — Daß dein Sohn das Mädchen hingab, war nichts als Pflicht;

daß er aber nicht sagte: ich gebe dich hin; das war gehandelt, wie ein Mann, ein edler Mann, handeln muß. Laß ihn reisen; wir sehen ihn wieder.

Mein Schwager Hartherz ist der Alte. Er verlangte, sein Sohn sollte von ihm weggehen, er verstieß ihn; und jetzt nimmt er es übel, daß der Sohn sich hat verstoßen lassen. Haß fühlt er nicht gegen sein Kind; behüte Gott! aber Erbitterung, Verhärtung, Vorsatz des Hasses. — Der Sohn schrieb ihm, er habe Plauenberg gepachtet. Mein Schwager erkannte seine Hand in der Adresse, gab mir den Brief, und sagte kalt: „wenn du weißt, wo dein Neffe ist, so schicke ihm den Brief zurück. Wir sind aus einander." — Lieber Vater im Himmel, sagte ich, wie gut ist es, daß du unsere Gebete nicht ungelesen lässest! Vergieb das dem Vater aus Staub um seines guten Sohnes willen, der für ihn betet! — D.r harte alte Mann erröthete; aber zu sonst etwas war er nicht zu bringen. Ich schickte den Brief unerbrochen zurück. Gestern sagte ich ihm, sein Sohn wäre verheirathet. — „So? verheirathet? Der Bube!" rief

er ergrimmt: „und schreibt mir nicht einmal?" Ich wollte ihm einen Brief von seinem Sohne geben, den ich bekommen hatte; aber er nahm ihn nicht.

Judith fragte: mit wem denn? — Mit der Mamsell Silbermann, antwortete ich kalt. Der Alte blies in seine Hand, und ging mit den Worten: „nun ist es vorbei." — Ich schickte auch diesen Brief zurück, und bat meinen Neffen, seinen Vater noch nicht zu besuchen, wie er es Willens war.

Um nun sich selbst zu beweisen, daß er den Sohn hasse, sucht er sich zu überreden, daß er seine Tochter desto zärtlicher liebe, ob er gleich mit ihrem Leben sehr unzufrieden ist. Er hat ihre Mitgabe verdoppelt, und macht ihr täglich beträchtliche Geschenke. Meine Nichte ist gerade nicht boshaft, aber habsüchtig aus Verschwendung, herrschsüchtig aus Sklavensinn, falsch aus Gewohnheit. Sie macht in ihrem Hause einen tollen Aufwand, und der Vater, der nicht beide Kinder verlieren will, stellt sich, als ob er das nicht bemerkte. Für das Opfer, daß sie einen Mann geheirathet hat, den sie

nicht liebt, glaubt sie, Ersatz fodern zu können; daher hält sie es, ohne ihren Bruder zu hassen, für ganz recht, daß sie alles bekommt, und er nichts. Sie schmeichelt dem Vater durch eine verstellte Zärtlichkeit. Ich wollte wohl meinen Kopf zum Pfande setzen, er merkt, daß ihre Liebe Verstellung, ihr Gehorsam Eigennutz ist; aber der alte herrische Mann will nicht Unrecht gehabt haben: daher nimmt er lächelnd die falsche Münze von seiner Tochter, und läßt sie für echt gelten.

Seltsame Menschen, die lieber sich ruhig stellen, als ruhig seyn wollen, um nur nicht gestehen zu dürfen: ich habe geirrt! Das Vaterherz strebt immer der Herrschsucht entgegen; und mein Schwager arbeitet auf seine alten Tage für beide streitenden Empfindungen mit unruhiger Thätigkeit, ohne Eine zu befriedigen. Er hat seinen Sohn enterbt. Für alles in der Welt könnte er diese thörichte Handlung nicht widerrufen! Um sich den Rückweg unmöglich zu machen, versichert er seiner habsüchtigen Tochter jetzt alle Tage, daß sie seine einzige Erbin seyn soll. Das Weib ist listig genug,

oft mit einer Art von Mitleiden zu sagen: Sie haben Sich zu rasch entschlossen, lieber Vater. Gewiß werden Sie es noch bereuen!

Dies ist gerade das rechte Mittel, ihn in seinem Entschlusse felsenfest zu machen. Bereuen! Er! Jedes Mal beweist er seiner Tochter durch ein Geschenk von großem Werthe, daß er Wort halten wird. Nun tritt das Vaterherz wieder in seine Rechte, und verlangt für den Sohn Verzeihung. Aber — er hat seine Tochter einmal für seine Erbin erklärt. Noch mehr: er hat ihr auch den Zustand seines ganzen Vermögens entdeckt; sie weiß also, auf wie viel sie rechnen darf. Guter Gott, wie der Mensch sich selbst täuschen kann! Da wird er noch in seinem Alter habsüchtig, unbesonnen, um schnell sein Vermögen zu vergrößern. Du würdest erstaunen, wenn du wüßtest, was dieser sonst so vorsichtige Mann jetzt wagt, und welche Summen er auf das gefährlichste Spiel setzt, weil er schnell gewinnen will. Das alles thut er heimlich, um es Niemanden, am wenigsten seine Tochter, erfahren zu lassen. Und wozu? Um den Ueberschuß seines Vermögens

dem Sohne zu hinterlassen, den er enterbt hat, und dem er nun doch so gern ein Erbtheil geben will.

Es ist mir in der That sehr rührend, guter Brauns, wie der alte Mann sich so große Mühe giebt, seinen Plan durchzusetzen, ohne daß es jemand merken soll. „Bruder," sagte er dieser Tage zu mir; „deine Schwester, meine liebe selige Frau, bat mich noch auf dem Sterbebette, dich nie zu verlassen. Ich weiß, meine Tochter ist eben nicht deine Freundin. Sollte ich sterben, so bekommst du eine große Summe, die, eigentlich zu sagen, nicht einmal mir, sondern dir gehört, von Rechts wegen." Eben so sagt er zu Judith, nur mit der Einschränkung, daß ich über das ihr zugedachte Legat freie Bestimmung haben soll. Sieh, so will der alte Mann durch mich und Judith seinem Sohn eine große Summe zuspielen. Es ist in der That für mich rührend, daß sein Herz so wenig Muth hat, tugendhaft zu seyn. Ich werde jetzt reich. Bei jeder Veranlassung, auch der geringsten, schenkt er mir große Summen, in der Hoffnung, daß ich sie seinem

Sohne geben soll. Aber nein, alter guter Vater! Ob du mich gleich rührst, so kann ich mich doch unmöglich entschließen, dich in deinen Thorheiten zu bestärken. Ich zeige ihm bei jeder Gelegenheit, daß ich die vollen Summen noch habe; dann sieht er mich so mitleidig bittend an, daß es mir das Herz umwendet. Nein, du selbst sollst deinen Sohn lieben; nicht ein Andrer!

Sieh, in einem solchen seltsamen Zustande seiner Empfindungen lebt er. Er verschwendet, er wagt das Aeußerste, um nur nicht zu gestehen: ich bin hart gewesen. So sehr Judith ihn auch quält, und so oft ich auch darüber rede, so sagt er dennoch immer: „es ist vorbei; er hat wider meinen Willen geheirathet." Sein ältester Faktor, ein Mann von Redlichkeit und Kenntnissen, schüttelt oft den Kopf, und hat hitzige Unterredungen mit ihm. Ich fürchte, ich fürchte, mein vorsichtiger Schwager läßt sich in Dinge ein, die — Wenn die Unternehmung auf China mißlungen ist, wie ich glauben muß, so verliert er schon sehr viel. Und nun hat er überdies eine Handels-Speku-

lation auf Nordamerika gewagt — zwar mit einigen thätigen Männern, die aber nicht mit dem Terrain bekannt sind, wie ich. Er wird immer sehr unruhig, wenn ich anfange davon zu reden. So ist der Mensch! Ich sehe mit Erwartung der Zukunft entgegen. Adieu.

Richter an Brauns.

L***.

Willkommen, treuer Herzensfreund, willkommen wieder im Deutschen Vaterlande mit deinem edlen Sohne und deiner edlen Schwiegertochter. An welche Fußblöcke hat das Schicksal den Menschen fest geschlossen! Ein Sandkorn lag zwischen uns, ein Tropfen Wasser; und es war mir, als wärst du in einen andern Planeten verschlagen, lieber Brauns: so sehr allein, so ängstlich verlassen fühlte ich mich die vier Jahre hindurch, da der Kanal uns trennte. Wie wird mir seyn, wenn einmal das Grab, das breiter ist als die ganze Erde, zwischen uns liegt! Gleichviel, wahrhaftig gleich-

viel, wer von uns Beiden zuerst über das stille Meer des Todes hinüberschifft, ich oder du! Hier würde ich um dich trauern, dort auf dich warten. Denn sag, kann ich einen der Seligen so lieben, wie dich? Willkommen denn hier an meiner Brust, lieber Brauns. Um mich zu trösten, dachte ich oft: „wenn wir uns umarmten, wenn sein Herz an dem meinigen schlüge, wäre nicht auch dann noch eine ganze Schöpfung von Staub zwischen den Seelen? läge nicht auch da der Tod zwischen uns? Reichte ich ihm nicht auch da über das Grab hin die Hand? Ist nicht das schlagende Herz auch noch ein Gebirge, das der Tod erst zerstäuben muß, ehe du zu ihm kommen kannst?" So wollt' ich mir den Kummer über die weite Entfernung von dir wegsophistisiren; aber es ging nicht.

Händedruck, Umarmung, Auge und Ohr sind die Wege, auf denen Seele und Seele sich lebendig in einander ergießen; ein Brief ist weiter nichts als das Bild des verstorbenen Freundes. Ich habe deine Briefe aus Lyon, Paris, Calais und London; es waren mir Be-

gebenheiten aus einer fremden Welt. Willkommen denn hier, wo ich dich sehen, dich hören kann! Willkommen, treuer Freund!

Jetzt besuche ich dich noch nicht, lieber Brauns; denn ich bin der barmherzige Samariter, der die Wunden eines unter Mörder gefallenen alten Mannes, meines unglücklichen Schwagers, täglich verbinden muß. Ich schrieb dir von seinen gefährlichen Spekulationen, die ich doch nur zur Hälfte kannte. Die Unternehmung nach China scheiterte; die nach Nordamerika versetzte ihm den Todesstreich. Meines Schwagers Haus fiel; aber Er nicht. Ich sah ihn nie größer, als da er arm war. Er konnte sich retten, wie es Hunderte thun: mit einer feinen Betriegerei; auch riethen ihm das alle seine Freunde, und am meisten seine Tochter. Der alte Mann saß von den Schlägen seines Unglücks betäubt da, als man von allen Seiten in ihn drang. „Nein," sagte er auf einmal, nahm die Mütze ab, und zeigte seiner Tochter sein graues Haar: „das ist mit Ehren grau geworden; und mit Ehren sollst du es einmal in den Sarg legen! . . . Es ist alles

verloren!" setzte er langsam hinzu, und ein Paar Thränen schienen in seinen Augen zu erstarren.

Vater, hunderttausend Thaler sind zu retten! rief seine Tochter heftig. Er antwortete langsam: „meine Ehre ist zu retten; aber mein Vermögen nicht." Die Tochter fuhr im stärksten Unwillen weg; seine elenden Freunde verließen ihn mit Achselzucken, und mit lauten Anmerkungen über seinen Starrsinn, der nie den Rath seiner Freunde befolgt hätte. Endlich waren wir, Judith, er, ich und sein alter Faktor, ganz allein. „Alles verläßt mich," sagte er, und sah uns der Reihe nach an. „Arme Judith!" — Dieser Zug des edelsten Mitleidens mit der hülflosen Judith rührte mich sehr. Ich warf mich dem alten Manne in die Arme, und drückte ihn herzlich an meine Brust. „Du," fragte er, „billigst also doch, was ich thue?" — Bruder, antwortete ich, Gott ist mein Zeuge, daß ich Achtung für dich habe. Jetzt bitte ich um deine Freundschaft, um die Freundschaft eines edlen Mannes. — „Eines

armen Mannes!" erwiederte er traurig, und gab mir die Hand.

Es wurde versiegelt. Ich bat ihn, mir und seinem Faktor alle Geschäfte zu übertragen; und er ließ sich das gern gefallen, weil Arbeit ihn zu sehr angriff. Er äußerte sogar den Wunsch, sein Haus zu verlassen, und ich hatte nichts dagegen. Es kam ein Miethswagen. Er stieg mit Judith ein, und auch ich fuhr mit zu seiner Tochter, um die harte Scene, die ich vermuthete, mildern zu können. Die Tochter empfing ihn sehr freundlich. Er sagte: „ich nehme jetzt meine Zuflucht zu dir." — O, mein Gott, erwiederte sie; ich sehe Sie ja auch recht gern, lieber Vater. — Am meisten jammerte mich die arme Judith; sie stand hier sehr demüthig mit aller der schmeichelnden Freundlichkeit da, deren ihr Gesicht, das sonst immer wie eine Strafpredigt aussieht, nur fähig war.

Der Schwiegersohn wies dem Vater ein Zimmer an. Nun wendete die Tochter ihre Blicke auf Judith und mich. Das sag' ich Ihnen, Judith, hob sie mit befehlendem Tone

an: hier in meinem Hause reden Sie nicht eher, als bis Sie gefragt werden, und bleiben hübsch auf Ihrer Stube! (Die arme Judith verbeugte sich demüthig, aber mit Thränen in den Augen.) Und Ihre Predigten und Ihre Gesänge, die können Sie künftig Ihren vier Wänden vorlesen. (Eine neue Verbeugung.) Und den häßlichen Mops dulde ich nicht im Hause! — Ach, sagte Judith bittend und leise, mit einem flehenden, gerührten Blick auf den Hund, welcher der Frau vom Hause die Zähne wies, und sich dann ruhig auf die Sammetpantoffeln seiner Beschützerin legte: ach, das Thier ist so an mich gewöhnt! Es soll Ihnen nie vor die Augen kommen, Frau Base. Wer weiß, wie lange ich und das Thier noch leben! — Das ist einerlei, sagte die harte Frau. Sie muß ich leiden; aber den Hund nicht.

Und Sie, Onkel . . ., fing sie an. „Und ich, Nichte?" fragte ich streng. — Ja, fuhr sie in einiger Verwirrung fort: man muß doch wissen, was man von einander erwarten darf. Ich nehme Sie gern auf; Sie sind der Bruder meiner Mutter — „die nicht einen Zug

von deinem Herzen hatte," fiel ich ein. „Ich will dir aber sagen, was du von mir zu erwarten hast. Wenn du nicht Gott mit Freudenthränen dafür dankst, daß du im Stande bist, deinem Vater und da deiner Blutsfreundin ihr Alter zu versüßen; wenn du jemals den beiden Menschen ein hartes Wort sagst: so bist du schlechter, als der Mops, weil der seine Wohlthäterin liebt. Was aber mich betrifft, sieh, so wollt' ich mich lieber auf eine Galeere zum Rudern verdingen, als von dir das Gnadenbrot essen. Das, Frau Nichte, hast du von mir zu erwarten! . . . Und Judith," setzte ich hinzu; „wenn man Sie hier mit ihrem Hunde nicht dulden will, so kommen Sie getrost zu mir. So lange ich Brot habe, soll es Ihnen und Ihrem Mopse auch nicht daran fehlen."

Jetzt kam der Vater zurück, und hörte meine letzten Worte noch. Was ist denn? fragte er. „Deine Tochter da," antwortete ich, „macht Bedingungen mit unsrer Judith und ihrem Hunde." Er runzelte die Stirn, und sagte rauh: wo ich bleibe, da bleibt auch Judith mit dem Mopse! — Die Tochter erröthe-

te, und schwieg. Hast du es gehört? fragte er nach einer Weile. — Ja, sagte sie kurz. — Aus Gnade will ich hier nicht seyn! fuhr er fort. — Sie küßte seine Hand, und sagte mit verstellter Demuth: lieber Vater, ich habe ja alles von Ihnen. Seyn Sie doch unbesorgt! — Wenn ich besorgt wäre, erwiederte er sanfter, so würde ich hier nicht seyn. Ich denke, Kind, du liebst mich, und wirst mich nicht noch tiefer beugen. Judith bekam nun einige freundliche Blicke; ich sah aber schon voraus, was folgen würde. Die arme Judith dachte gewiß zum ersten Male mit Freuden an ihren Sarg. Ich ging nun.

Den Tag nachher kam mein Neffe in die Stadt, und bat, ich möchte seinen Vater doch bewegen, ihn zu sprechen. Aber der Bankerott, an dem der Sohn, ohne es zu wissen, so viel mit Schuld ist, hat meinen Schwager noch hartnäckiger gemacht. Jetzt ist noch nicht der Zeitpunkt, diesem Felsenherzen Liebe abzugewinnen. Er hat seiner Tochter alles gegeben, und den Sohn verstoßen; jetzt muß er seinen Schritt durch eine fortgesetzte Härte rechtfertigen. Das

sagte ich dem Sohne; er bestand aber darauf, seinen Vater sprechen zu wollen. Nun nahm ich ihn mit nach dem Hause seiner Schwester, und trug es dem Vater vor. „Was will er?" fragte dieser finster, doch nicht zornig. — Er will dich seiner Liebe versichern; er bietet dir sein Vermögen an. — „Hm!" erwiederte er trocken; „ich habe hier meine Tochter. Ihn mag ich nicht sehen. Sag ihm das." — Schwager, stoß das Herz deines Sohnes nicht von dir! — Er schwieg einen Augenblick; dann sagte er: „ich habe nur eine Tochter. Du kannst ihm in meinem Nahmen Glück wünschen; doch sehen will ich ihn nicht."

Ich ging hinaus, und beredete den Sohn, sich zu entfernen. Er reiste mit schwerem Herzen ab. Der Alte muß noch mehr verlieren, um Liebe schätzen zu können. Heute sind nun erst vierzehn Tage vergangen, und alle diese Menschen werden ihrer Lage schon herzlich überdrüßig. Judith hat ihr rothes Colorit und die ausgestopften Wangen schon ganz verloren. Ich habe sogar ihren Mops, von dem sie sich bitterlich weinend trennte, zu mir nehmen müssen.

Mit

Mit dem Vater geht die Tochter noch so ziemlich artig um; wenigstens ist er ganz heiter, wenn ich bei ihm bin. Ich fürchte aber, er stellt sich nur, als merkte er nicht, wie ungern seine Tochter ihn sieht, und verbirgt seinen Unwillen, um nicht ganz Unrecht zu haben. Lange kann es nicht dauern. Der Alte ist gewohnt zu herrschen; und wenn er in seinem gewöhnlichen Tone befiehlt, verräth die Tochter durch das Hin- und Herdrehen des Gesichtes, wie sehr es ihr zuwider ist, sich von einem Manne befehlen zu lassen, von dem sie nichts mehr zu erwarten hat. Die alte Furcht, oder Scham vor der Welt, hält sie bis jetzt noch in Schranken, so wie den Vater der Wunsch, nicht am Ende sein Unrecht gestehen zu müssen; aber treten sie Beide aus ihrem Geleise: was wird dann erfolgen!

Schon als ich die Nachricht brachte, daß nichts von dem Vermögen gerettet wäre, fragte die Tochter unmuthig: „nichts? gar nichts? . . . Nun," setzte sie mit einer trotzigen Bewegung der Hand hinzu, „so will ich doch wenigstens Herr in meinem Hause seyn!" — Bravo!

sagte ich; auf die Straße hinaus mit deinem alten Vater, weil nicht neue sechzig tausend Thaler für dich da sind!

Sieh, Brauns, ein solches Töchterchen hat mein Schwager sich erzogen! Aber geht es nicht meistens so? Erziehen, befehlen, schelten wir nicht so lange, bis der letzte Keim von Liebe aus den Herzen der Kinder weggerissen ist? Ich wünsche dir Glück, daß du deinen Sohn wieder hast, alter Brauns. So gut du auch bist, so konntest du doch das häßliche ewige Tadeln nicht lassen. Adieu.

Richter an Brauns.

L***.

Mein alter Schwager und Judith wohnen jetzt bei mir in einem kleinen Stübchen. Nun, hoffe ich, soll das Unglück sein Herz bald weich genug machen, die Liebe seines Sohnes mit Liebe zu vergelten. Seine Tochter ist noch abscheulicher, als ich dachte. Ich besuchte meinen Schwager, so lange er bei ihr war, sehr

oft; noch immer merkte ich ihm aber große Heiterkeit an, obgleich Judith mir so viel von Vater und Tochter erzählte, daß ich die Heiterkeit für erkünstelt halten mußte. Judith hatte die beste Partie genommen: sie stellte sich krank, um auf ihrem Stübchen bleiben zu können. Die Härte der Frau vom Hause mochte sehr merklich werden; denn ihr Vater schickte der alten Judith jeden Mittag eine gute Portion Essen und ein Glas Wein, das er erst für sich selbst gefodert hatte.

Gegen mich schwiegen Vater und Tochter; ich konnte also das Verhältniß, worin sie standen, nur an ihren Mienen errathen. Sonst ging ich, wenn ich hinkam, jedes Mal in das Gesellschaftszimmer; eines Tages ließ er mich aber auf sein Zimmer bitten. In unserm Gespräche entfuhren ihm zuweilen bittre Anmerkungen über die Undankbarkeit der Menschen, doch ohne daß er sie auf seine Tochter anwendete. Ich ließ ihn nichts von meinen Vermuthungen merken. Auf einmal fragte er: „Schwager, wie hieß doch der König, von dem du

mir einmal die Komödie vorlasest?" — Ich sah ihn starr an, weil ich nicht ganz sicher wußte, was er damit sagen wollte; aber meine Vermuthung war richtig: er meinte den König Lear.

An dem Tage, da er seinen Sohn verstoßen hatte, setzte ich mich zu ihm, las den König Lear, und machte ihn durch meine Ausrufungen und Seufzer aufmerksam. Endlich fragte er, was mich so rührte. Ich erzählte ihm den Inhalt des Trauerspiels, und las ihm dann einige Scenen vor, die für ihn paßten. Er hörte zwar damals mit Unruhe zu, äußerte aber nichts.

Jetzt fiel ihm das wieder ein. Welcher König? fragte ich. — „Der König, der seine gute Tochter enterbte, und sein Reich den andern beiden Teufeln gab." — Aha! der! König Lear! Was willst du von dem? — „Spielen sie das Ding wohl einmal? Ich meine auf dem Theater." — O ja! — „Nun, wenn sie es spielen, so sag es mir. Ich bin nie im Schauspiele gewesen; das will ich aber doch einmal sehen."

Er sagte das mit aller Ruhe, die er erzwingen konnte. Ich äußerte nichts; aber lieb war mir die Idee.

Nach einigen Tagen wurde das Stück gegeben, und ich brachte ihm Nachmittags den Zettel. Er sah ihn finster durch, und steckte ihn ein. „Höre, Kind," sagte er nach einer Stunde zu seiner Tochter; „du sollst mir heute einmal einen Gefallen thun. Wir wollen zusammen in das Schauspiel fahren." Sie erkundigte sich, was gegeben würde. „Das ist ja einerlei," antwortete er. — Ich fuhr mit, und setzte mich in der Loge so, daß ich sie Beide im Auge hatte. Anfangs schien das Stück auf ihn selbst keine große Wirkung zu thun; von Zeit zu Zeit sagte er aber zu seiner Tochter: „gieb ja wohl Acht, Kind!" Sie schien nicht sogleich zu bemerken, daß er absichtlich hier war; doch endlich mußte sie wohl aufmerksam werden, als ihr Vater bei einer Stelle, wo der König sich der Kordelia erinnert, zu ihr sagte: „meinen Sohn enterbte ich; und dir gab ich alles, was ich hatte!" Sie warf einen sprechenden Blick auf mich, wahrscheinlich weil

sie glaubte, daß ihr Vater auf meine Veranlassung hier wäre.

Nach und nach zog das Stück die Aufmerksamkeit meines Schwagers so fest auf sich, daß er sich und seine Tochter vergaß. Mitleiden mit dem unglücklichen Könige, Haß, Abscheu gegen die beiden undankbaren Töchter, brachten wechselsweise Thränen und flammenden Zorn in seine Augen. Als der Vorhang fiel, blieb er noch eine Weile in sich versunken sitzen, und stieg dann, ohne mit seiner Tochter ein Wort zu sprechen, in den Wagen. Zu Hause ging er, mit gesenktem Kopfe, und die Arme über die Brust gekreuzt, im Zimmer auf und nieder. Die Tochter, die vielleicht wohl wenig von dem Stücke gesehen haben mochte, war verdrießlich, und ging ab und zu. Als sie einmal wieder neben ihm weg gehen wollte, umfaßte er sie plötzlich, und rief, mit einer Stimme, die auch ein Felsenherz hätte spalten können: „meine Kordelia!" Der harte Mann weinte zum ersten Male heiße Thränen an der Brust seiner Tochter. Ich weiß nicht, wie die erhabene Scene das Herz des Weibes verfehlen

konnte. Sie wurde finster, doch, wie es mir schien, nicht bewegt. Uebrigens betrug sie sich den Abend sehr freundlich.

Nach einigen Tagen sagte mir der alte Mann mit rauher Stimme: „hätte ich doch den Lear vor fünftehalb Jahren aufführen sehen!" — Damals wollt' ich ihn dir vorlesen, Schwager. — „Recht, recht!" rief er überwallend; „und ich wollte nicht hören. Jetzt," — fuhr er, zur Erde niedersehend und traurig, fort — „jetzt muß ich fühlen!" Nun brachte ich seine Vorstellungen auf seinen Sohn. „Ich bitte dich, schweig!" rief er, die Augen heftig bewegend. „Von dem mag ich nichts wissen. Ein Heuchler war er nicht, wie die; aber mein Sohn doch eben so wenig. Von dem kein Wort, Schwager, wenn du mich lieb hast!" Ich schwieg, weil ich seine Vorstellungen ziemlich genau errieth.

„O," rief er nach einer Pause; „ich möchte wohl einmal austoben können, wie der alte Vater, so in Gewitter und Regen!"

Danke Gott, sagte ich ablenkend; dazu hast du keine Ursache. — „Nicht?" (mit flammen-

den Augen) „nicht? Des Königs Ritter wurden abgedankt, seine Freunde gemißhandelt. Wie? ist nicht Judiths Mops auch schon abgedankt? Ich habe das Thier nie leiden können; aber mußte meine Tochter es verfolgen? Wird nicht die arme Judith . . .? Und werde ich nicht selbst . . .?" — Du selbst? — Auf einmal schwieg er, und suchte, was er gesagt hatte, zu bemänteln. Ich redete im Allgemeinen zum Frieden; und er schüttelte langsam den Kopf.

Endlich brach die lange unterdrückte Flamme hervor. Judith wollte zum Abendmahle gehen. Sie hatte seit vierzig Jahren jedes Mal einen Speciesthaler als Beichtpfennig gegeben. Es fehlt der alten Jungfer gewiß noch nicht an hartem Gelde; sie mag aber wohl glauben, ihren Schatz zusammen halten zu müssen. Nun kam sie zu meinem Schwager herunter, und bat ihn — nicht um den Thaler selbst, sondern nur, ihr einen für kleine Münze zu geben; freilich wohl in der Absicht, ihn geschenkt zu bekommen. Mein Schwager schob ihr das Geld zurück, das sie anfing aufzuzählen, nahm selbst

Geld aus seiner Börse, und sagte zu seiner Tochter: „gieb mir dafür einen Species.“

Was wollen Sie damit, Judith? fragte die Frau.

Ich brauche ihn zum Beichtpfennige, antwortete Judith furchtsam.

Wie? einen Thaler? Sind Sie nicht bei Sinnen? Eine Mark wäre für Sie über und über genug.

In diesem Augenblicke trat ich in die Thür. „Du giebst ihn nicht,“ rief mein Schwager sehr zornig; „ich gebe ihn. Schweig!“

Seine Tochter wurde flammend roth im Gesichte. Sie geben ihn, rief sie; nun-ja! Aber ist denn das nicht am Ende so gut, als ob ich ihn gäbe? Schon eine Mark, dächte ich, wäre für eine Person, die das Gnadenbrot ißt, zu viel.

Nun hättest du meinen Schwager sehen sollen! Wie ein grimmiger Löwe sprang er auf, und Tisch und Stuhl stürzten vor ihm nieder. Seine Tochter und Judith wurden todtenbleich. Er faßte jene bei dem Arm, und sah sie mit den Blicken des heftigsten Zornes an. Sie rief

mich zu Hülfe, und ich bat ihn, sich zu beruhigen. Er schüttelte den Kopf, und rief mir endlich mit halb erstickter Stimme zu: „ich will nur reden!" — Liebster Vater, liebster Vater! schrie sie weinend. — „Reden will ich! Du sollst hören! und Gott, der gerechte Gott, erfülle meine Worte!"

Vater, sagte ich, und faßte ihn in meine Arme: fluche deinem Kinde nicht! Er erholte sich an meiner Brust, sah finster vor sich nieder, und sagte dann weinend: „nein, fluchen will ich nicht. Aber wissen sollst du, Schwager, welch ein Kind ich habe! . . . Wenn ich mir Mittags das zweite Glas Wein einschenke, so sieht sie das immer mit Verdruß. Sie gießt, ehe wir an den Tisch gehen, jedes Mal aus der Bouteille so viel Wein aus, daß es so eben für uns hinreicht." —

Das war richtig, Brauns; der alte Mann hatte sehr genau bemerkt. Er wollte fortfahren; ich hielt ihm aber die Hand auf die Lippen, bis er mir versprach, zu schweigen. Nun nahm er Hut und Stock. „Kommen Sie," sagte er zu Judith, die zur Beichte angekleidet

war; „müßte ich Sie auch mit Wollespinnen ernähren, das Gnadenbrot sollen Sie nicht essen! . . . Und du, Tochter? fuhr er sanfter fort, als ich dachte: „gebe Gott, daß du nie Mutter wirst! Ich liebte meine Eltern, und habe solche Kinder: was würden deine Kinder seyn!" Nun zog er, ohne auf die Bitten der Tochter zu hören, Judith zum Hause hinaus, und ging mit zu mir.

Ich gab ihm die ganze Summe, die ich nach und nach von ihm bekommen hatte, und sagte: ganz arm, lieber Bruder, bist du nicht; und arbeiten, Gott Lob! kann ich für dich und Judith. Es soll uns an nichts fehlen, dafür steh' ich dir. — Ich ließ die Betten holen, weil er durchaus nicht wieder zu seiner Tochter hin wollte. Schon diesen Abend führte ich den Gedanken an seinen Sohn leise vor seine Seele. „Ich habe ihm Unrecht gethan," sagte er seufzend; — „aber sehen möchte ich ihn doch nicht!" setzte er sogleich hinzu.

Nach einigen Tagen brachte ich nun das Gespräch auf unsere Art zu leben. Ihn selbst verlangte nach Arbeit. Ich nannte ihm aller-

lei, stellte es aber so schwierig vor, daß er sich nicht Kräfte genug zu so etwas zutrauete. Endlich that ich ihm den Vorschlag, in einem Städtchen die kleine Handlung einer Witwe zu führen; und das nahm er an. Alles wurde scheinbar verabredet, und der achte dieses Monats zur Abreise bestimmt; es geht aber nach Plauenberg in die Arme seines Sohnes. Judith bleibt noch hier, weil die mit ihrer Neugierde den Handel verderben könnte. Den achten also, lieber Brauns, schaffe mir meinen Neffen und Augustens Mutter aus Plauenberg nach Hamburg, und behalte sie so lange da, bis du einen Brief von mir bekommst. Aber Auguste mit ihren drei Kindern muß bleiben. Mein Schwager heißt nicht mehr Jahns, sondern Müller. Es kostete mir keine Mühe, ihn zu dieser Aenderung seines Nahmens zu bereden, da sie ihn über manche unangenehme Scene wegbringt.

Den achten reisen wir von hier ab. Also mein Neffe und seine Schwiegermutter müssen weg. Hörst du, lieber Brauns? — Wenn ich nur erst Augusten bewogen habe, daß sie nicht

verräth, wer sie ist! Mich, den alten Mann, der ihr so oft Arbeit brachte, kennt sie gewiß noch. — Seine Buß- und Trotz-Psalmen hat mein Schwager gesungen; nun soll er, hoff' ich, auch einen Jubel-Psalm singen. Adieu.

Derselbe an Denselben.

Plauenberg.

Lies mir heute meinen Brief von vorn an, Brauns, und nicht das Ende zuerst!

Wir überließen also der Judith unsre kleine Haushaltung, ihre Gebetbücher und ihren Mops. Ich versprach, in acht Tagen zurückzukommen, fuhr ab, und richtete es so ein, daß wir Abends in Plauenberg anlangen mußten. Wir stiegen vor der Pachterwohnung aus, und die junge Frau kam aus dem Zimmer, uns entgegen. — Brauns, du hast Recht; es ist ein sehr schönes Weib! Meine Julie fiel mir sogleich wieder ein, wie sie von dem Schiffe herunter — in die Seligkeit des Himmels sank. „Kennen Sie Ihren alten Freund noch, Frau Amtmannin?"

fragte ich. — O, Sie sind es, alter lieber Herr — „Pst! Pst!" rief ich ihr zu; „ich bin noch immer so geheimnißvoll, wie ehemals. Sie sind glücklich verheirathet, und . . ." — O, sehr glücklich! sagte sie zärtlich. Mein Mann ist in Hamburg, und . . . — „Ich weiß, ich weiß, Frauchen; und drei Kinder haben Sie. Gratulire. Das sind zwei." (Ich nahm einen Knaben auf und küßte ihn, dann ein Mädchen, das älteste.) „Aber das dritte?" — Das liegt in der Wiege. — „Lassen Sie es mich doch sehen!" — Ich ging mit ihr in die Kammer, wo das Kind lag, und bat sie, meinem Begleiter zu verschweigen, daß sie mich in L*** gekannt hätte. „Zu dieser Bitte," sagte ich, „habe ich gute Ursachen. Nennen Sie auch Ihren Mann lieber: Brauns, weil mein Begleiter nicht erfahren soll, daß Sie jemals in L*** gewesen sind. Ihren Mann kennt er." Dem Vater ihres Bruders — denn, daß ihr Bruder von mir Alles hat, wußte sie, aber noch immer nicht, daß ich ihres Mannes Oheim wäre, ja, auch nicht einmal meinen Nahmen — dem Vater ihres Bruders konnte sie nichts ab

schlagen, und sie versprach sogleich Alles, was ich verlangte.

Nun ging ich wieder mit Augusten in das Zimmer zu meinem Schwager. „Die Nachricht, daß Sie glücklich verheirathet wären, liebe Frau," fing ich wieder an, „hat mir große Freude gemacht. Aber nun sind die Flitterwochen vorüber. Sagen Sie, sind Sie noch immer glücklich?" — Sie warf einen frommen, freudigen Blick zum Himmel; dann hob sie die Hände gefalten auf, und sagte: o, lieber Herr, so glücklich, so höchst glücklich, ach, daß ich manchmal fürchte, es ist zu viel für dieses Leben! — Dabei rollten Thränen einer dankbaren Freude über ihre schönen Wangen. Nun machte sie eine sehr rührende und erhebende Beschreibung ihres Glückes, nahm ihre beiden älteren Kinder auf den Schooß, und sah sie dabei von Zeit zu Zeit mit Blicken an, die nur das Auge einer Mutter hat. O, sagte sie endlich; Sie müssen meinen Mann kennen lernen. Er ist nach Hamburg zu meinem zweiten Vater gereist, kommt aber schon in einigen Tagen zu-

rück. Wissen Sie denn auch Alles, was mir begegnet ist?

„Ich weiß Alles ganz genau.“

Nun denken Sie, theurer Freund, wie ... Mein Pflegevater brachte mich hierher. Ich saß an dem Fortepiano, gegenüber auf dem Edelhofe; und als ich mich umsah, trat mein Mann herein. Ach! es war, als ob die Erde unter mir wegrückte. Und dann, als ich Mutter wurde, und wieder, und noch einmal! — Sie benetzte ihre Kinder mit Freudenthränen; dann stand sie auf, und verließ in freudiger Rührung das Zimmer.

Nun fing mein Schwager an, mich zu examiniren; ich sagte ihm aber natürlicher Weise nur etwas sehr Unbestimmtes. Endlich kam Auguste mit ihrem Säuglinge wieder. „Aber,“ fragte ich, „vertragen sich auch Schwiegersohn und Schwiegermutter?“ — O, antwortete sie; mein Mann kann seine eigne Mutter nicht lieber gehabt haben, als die meinige. — Sie sprach nun mit einer höchst rührenden Ehrerbietung von ihrer Mutter. Mein Schwager

flister-

flisterte mir zu: ach, wem Gott eine solche Tochter gegeben hat! Die junge Frau besorgte hierauf die Küche, und wir blieben allein.

Hier im Hause herrschen reinliche Ordnung, Einfachheit, Ruhe und Fleiß so neben einander, daß man schon durch den bloßen Anblick der Gesichter heiter werden mußte. Nach Tische bat ich die junge Frau, zu singen und zu spielen. Brauns, du hast Recht: vortrefflich! — Der Abend verging wie eine Feierstunde. Ein- oder zweimal hätte Auguste sich beinahe verrathen; ich half ihr aber glücklich wieder in den Text.

Bruder, sagte mein Schwager, als wir uns niederlegten: welch ein glückliches Haus! welche Eltern! welche Kinder!

„Das macht, Bruder, hier regiert Liebe die Herzen, und nicht Herrschsucht. Du weißt noch nicht, welch ein Schatz die Liebe ist!"

Und nun, antwortete er seufzend, werd' ich es nicht mehr lernen! Hätte ich früher gewußt, was ich hier sehe! — Gute Nacht!

Am folgenden Morgen regierte die junge

Frau das Haus, die Wirthschaft mit einer Milde, mit einer Leichtigkeit, die uns, besonders meinen Schwager, diesen großen Freund der Ordnung, in das fröhlichste Erstaunen setzte. Nun gingen wir in den kleinen Garten, der sehr angenehm geworden ist. Mein Schwager fragte Augusten, wie sie es anfinge, die große Haushaltung zu übersehen. Sie antwortete lächelnd: mit Liebe und Ordnung kann man Alles möglich machen. Und nun setzte sie ihm ihre Geschäfte weiter aus einander. — Du weißt, welch ein Kinderfreund ich bin. Nach einer Stunde hingen mir die beiden Kleinen auf den Knieen. Es wundert mich noch immer, daß mein Schwager sie nicht erkannte, da sie dem Vater so höchst ähnlich sehen.

So lebten wir drei Tage, und mein Schwager sagte: hier ist der Himmel! — Endlich kam auch der Wunsch aus seinem Herzen: Gott, wenn ich solche Kinder hätte! — Nun jagte ich deinen Reitknecht mit dem Zettel an dich nach Hamburg.

Zwischen meinem Schwager und der jungen Frau herrschte eine sehr angenehme Vertrau-

lichkeit, und er schien in ihrer Gesellschaft so-gar sein Unglück zu vergessen. Wir plauderten eben nach Tische; da ging die Thür auf, und mein Neffe trat mit seiner Schwiegermutter herein. „Ach, liebster Mann!" rief Auguste mit Entzücken, und flog ihm entgegen. Er und sein Vater wurden bleich, als sie einander erblickten. Furchtsam, schweigend, näherte sich der Sohn dem Vater, der ängstlich um sich her sah, als ob er ein Vertheidigungsmittel suchte. O, mein ehrwürdiger, geliebter Vater! stammelte der Sohn, und sank langsam, als ob ihn eine schwere Last niederdrückte, auf die Kniee. In eben dem Augenblicke stürzte Auguste herbei, und rief: dein Vater? Sie ergriff des alten Mannes Hand, und sank vor ihm nieder. „Vater! Vater!" nur dieses einzige Wort wurde gesagt; und es war mir, als ob ein himmlischer Geist Segen und Heil über das Menschengeschlecht herabriefe. Die beiden Kinder, die ihre Eltern knieen und weinen sahen, kamen nun auch herbei, und umfaßten die knieende Mutter. Auf einmal entriß mein Schwager in heftiger Bewegung seinen Kindern die

beiden Hände, die sie mit Thränen und Küssen bedeckten, und hob sie gen Himmel. Als ob er fürchtete, daß man seine Empfindungen falsch auslegen würde, rief er: mein Sohn! meine Tochter! O Gott! Gott! So blieb er einen Augenblick, noch immer mit aufgehobnen Händen, stehen. O, mein Sohn! sagte er dann; kannst du mir vergeben? Sohn und Tochter schlangen mit einem Ausrufe des Entzückens ihre Arme um den Greis. Nun schlug seine Brust zum ersten Male in Liebe, und sein Auge hob sich in Freudenthränen.

O, mein theurer Wilhelm, sagte er aufs neue: vergieb mir! vergieb deinem harten, ungerechten Vater! — Der Sohn und Auguste verschlossen ihm den Mund mit Küssen. Endlich war der Taumel der Freude, der Rührung, des Entzückens vorüber. Nun kamen denn Fragen: „warum sagten Sie mir nicht, daß er mein Vater wäre?" — „Warum verschwiegst du mir, daß ich bei meiner Tochter war?" — Ich lös'te ihnen das Räthsel auf; doch, wie du denken kannst, mit Behutsamkeit und mit Schonung für meinen Schwager.

Nun kam noch eine kleine rührende Scene nach. Mein Schwager hob die Kleinen auf, und liebkos'te ihnen. Das ist dein guter Großvater, sagte die Mutter zu dem Mädchen. „Ist er denn nun schon todt, Mutter?" fragte das Kind. Die Mutter erröthete. Das Kind wiederholte seine Frage, und setzte hinzu: „denn du sagtest ja immer, wenn er todt wäre! Ist er nun todt?" — Mein Schwager sah mich an, setzte das Kind an die Erde, und hatte, wie ich sehr deutlich merkte, den bittersten Verdacht in seinem Herzen. Ich nahm schnell seine Hand, führte ihn zu einem Stuhl, und setzte das kleine Mädchen auf seine Kniee.

Nun fragte ich das Kind: wenn der Großvater todt wäre — was sollte dann werden? was sagte dir die Mutter?

„Dann," antwortete das Kind unschuldig; „dann, sagte die Mutter, sollte ich dem Großvater die Hand und den Mund küssen, wenn er todt wäre, und sollte ihm sagen, daß ich ihn so lieb gehabt hätte, und der Vater auch, und die Mutter auch, und August auch."

Warum denn aber erst, wenn er todt wäre?

„Sieh," antwortete das Kind, „die Mutter sagte immer: ich sollte den Großvater recht lieb haben; er wäre so gut, und hätte uns so lieb, und Alles, was Vater und Mutter, und Großmutter, und ich und August hätten, das gäbe uns der Großvater. Und da hatte ich ihn auch so lieb, und da fragte ich die Mutter recht oft: wann wird denn Großvater kommen, daß ich ihm die Hand küssen kann? Dann weinte die Mutter, und sagte: er wohnt weit, weit von hier! Aber sehen wirst du ihn; sey nur gehorsam und gut. Wenn er todt ist, dann sollst du ihm die Hand und den Mund küssen, und dein Vater auch, und wir Alle; und wir wollen vor ihm hinknieen und ihn bitten, uns lieb zu haben, wie wir ihn! Sieh, Großvater, das sagte die Mutter."

Meine Herzens-, Herzenstochter! sagte mein Schwager schluchzend; Gott vergebe es mir, daß Sie so sagen mußten! — Er stand auf, und nahm seinen Sohn an seine Brust, dann seine Tochter, dann die Kinder, dann uns Alle. Ich sah, daß seine Empfindungen seinem Herzen zu mächtig wurden, und führte ihn weg.

Als wir allein waren, fiel er mir um den Hals, und sagte: „Bruder, welch ein Mensch bin ich gewesen! O, lieben sie mich denn wirklich? Können Sie mich lieben?" — Sieh, alter Brauns, dies harte Herz habe ich noch weich gemacht. Nun laß den Engländer, den Tod, kommen; ich bin bereit.

Ganz wollte sich die harte Rinde des Argwohns noch nicht von dem Vaterherzen ablösen. Da saß er schon am folgenden Tage, und horchte; doch die ehrerbietigste Liebe spricht aus allen Bewegungen seiner Kinder: sie entlocken seinem Herzen auch die leisesten Wünsche, erfüllen sie, und sind offenbar dadurch glücklich. Das sieht er, und sein Herz zerschmilzt. „Bei Gott!" sagte er gestern zu mir: „hier ist die Liebe Herr im Hause, oder ich bin es. Ach, wäre ich doch nun noch reich!" — Bist du es nicht, Bruder? fragte ich lächelnd. Hattest du je mit allem deinem Gelde den Schatz der Liebe, wie jetzt? Er faltete die Hände, und hob sie auf: „ja, ich war ein elender Bettler, Bruder. Jetzt bin ich reich!"

Sieh, nun will ich hier das angenehme

Schauspiel erst mit einer Posse endigen; und dann, alter Brauns, komme ich zu dir nach Hamburg, in deinen Armen zu sterben, oder dir die Augen zuzudrücken.

Was ich dir sagte: dein Sohn will leben, wie wir gelebt haben. Er wird die Ruhe, die sanften Freuden der verborgenen Wohlthätigkeit erst dann suchen, wenn er, wie wir, die ganze Erde durchzogen ist und nichts gefunden hat, was die Mühe des Suchens lohnt, als Liebe und Stille. Laß ihn ziehen mit seiner Frau; du hältst ihn doch nicht. Aber siehst du nun wohl, daß die einfache Auguste nicht für sein ungenügsames Herz paßte? Laß ihn ziehen; Richter, dein ältester Freund, kommt. Wir wollen die Unglücklichen aufsuchen, sie trösten, und dann einmal mit dem Bewußtseyn unsres Lebens in die stille Seligkeit gehen. Adieu. Ich sinne auf die Dekoration einer Posse. Wie man doch immer ein Mensch bleibt! Adieu.

Derselbe an Denselben.

Plauenberg.

Du bist wieder entadelt, Bruder Brauns. Ich trallalle lustig im ganzen Hause umher über die vergnügten Gesichter, die ich sehe, und über die großen Augen, die sie Alle machten. Auch Judith ist hier; ich habe sie indeß hinüber in das Pachterhaus gewiesen, und sie soll mir das zweite Wort von dem goldnen: bete und arbeite! noch erfüllen. Das Hetzen wird sich geben: denn hier giebt es keinen Menschen, der sich hetzen läßt; und allem Anschein nach hat sie sich gebessert. Ist es keine Radikal-Kur, so muß sie nach Hamburg in ein Stift: das weiß sie.

Also — Doch, lieber Brauns, ich bin wahrhaftig noch ein eitler Geck, so alt ich auch bin. Sieh, ich ließ aussprengen, Herr Brauns von Planenberg käme. Da wurde der Edelhof umgekehrt, und den Bedienten die Staatslivree angezogen. Die schönen Möbel waren mir nicht schön genug, und es kam noch ein Wagen voll. Sieh, ich alter Thor zog einmal wieder meine

Uniform an, und ließ sie Alle in deinem Nahmen herüberbitten. Sie wurden von prächtig gekleideten Bedienten empfangen und die breite Treppe hinan geführt. Die Flügelthüren sprangen auf, und ich stand mitten im Zimmer gravitätisch da, wie ein Engländer, wenn er einigen Nabobs Audienz giebt. Sieh, und als sie herein kamen, wollte ich mich ausschütten vor Lachen, weil ich mich freuete und — schämte.

Ich wurde wieder ernsthaft, da sie mich Alle so verwundert betrachteten, und nicht wußten, wie sie die Sache zu nehmen hätten. Nun übergab ich meinem Neffen das Dokument, das ihn zum Herrn von dem schönen Plauenberg macht. Er las, sah mich an, las wieder, und sah mich wieder an. Ich begreife nicht, sagte er: Plauenberg . . .? — „ist dein." — Und Sie? — „Ich bin dein lieber Oheim." — Aber Herr Brauns — „bin ich." — Mein Gott! theurer Oheim; aber Sie — „Ich bin Herr Brauns. — Kinder," sagte ich endlich; „lacht mich nicht aus. Dies Plauenberg bekommt ihr von mir zum Geschenk. Ich bin reich, sehr reich. Wir, ich und Brauns, mein

Herzensfreund, retteten Augusten aus Schochers Händen, und dich, Wilhelm, aus der Willmanns Netzen. Ja, ich habe alles gethan. Und nun Kinder, macht mir die Freude, und nehmt Plauenberg, oder vielmehr behaltet es, ohne ein Wort darüber zu verlieren.

Nun fielen sie mir Alle, einer nach dem andern, um den Hals, die alte Judith nicht ausgenommen. Und die schöne Kutsche mit den vier Isabellen? fragte diese. — „Ist auch euer." — Nun, so soll mir Gott helfen, sagte sie jauchzend, daß ich noch einmal darin nach L*** fahre! — „Und vor dem Hause meiner Nichte vorüber, nicht wahr? . . . Judith wollen Sie nicht endlich vergeben lernen!"

Nun erhob sich ein fröhliches Getümmel der Bauern, des Amtmanns, des ehrwürdigen Predigers, die alle bestellt waren. Wir aßen im großen Saale, und Abends wurde getanzt. Ich fragte meinen Schwager, ob er seine Handlung wieder etabliren wolle. Er schlug mein Anerbieten aus, legte sich in die Arme seiner Schwiegertochter, und sagte: hier will ich leben lernen, und lieben.

Morgen fahre ich nach L***, und hole die Tochter der Mamsell Willmanns aus einer Pension, wo sie vortrefflich erzogen wird. Dann komme ich zu dir nach Hamburg. Ich bringe dir also wieder ein Kind mit, daß wir nicht unter den Runzeln des Alters zu ernst werden. Adieu.

Derselbe an Denselben.

L***.

Ich schicke dir noch diesen Zettel, durch Augustens Bruder, einen weichen, lieben jungen Menschen. Gieb ihm Empfehlungen nach London mit. Dahin soll er ein Jahr, um in dem Strudel der großen Menschenmasse etwas fester zu werden. Das Gerücht von meinem Reichthume war mir schon vorausgelaufen; vermuthlich hatte Judith es in Gang gebracht. Meine Nichte kam zu mir; sie bedauerte, und so weiter. „Liebes Kind," sagte ich; „ich wünschte, du hättest deinen alten Vater geliebt. Jetzt willst du Geld von deinem reichen Onkel. Sieh,

Geld habe ich n— t für dich; doch Liebe, Rath und Mitleiden mit deinem Herzen und deinem Unglück. Du bist recht sehr zu bedauern, Kind, daß du keinen Menschen hast, den du liebst. Wahrhaftig, ich weiß dir nicht zu helfen. Ich wollte, du würdest besser! Bei allem meinem Reichthume lebte ich Jahre lang äußerst dürftig und abhängig; aber dennoch war ich glücklich, weil ich die Menschen um mich her liebte. Geld ohne Liebe macht nicht glücklich, nur geitzig. Ich wünschte, du würdest blutarm, und hättest dann, wenn es nicht anders seyn könnte, nur einen Mops so lieb, wie Judith den ihrigen; es wäre doch etwas. Kind, du bist die Tochter meiner ehrwürdigen, guten Schwester. Ich wollte, du hättest, anstatt deines Geldes, ihr Herz. Lieber Gott! (mir stiegen Thränen in die Augen, daß ich so hart reden mußte) sieh, diese Thränen weine ich dir. Ich werde dich wiedersehen; und Gott gebe, daß du dann besser, menschlicher, tugendhafter bist! Adieu."

So gingen wir aus einander. Ich glaube, ein Goldstück wäre ihr lieber gewesen, als mei-

ne Thränen. Guter Gott! meiner Schwester Tochter! — Adieu. In drei Tagen reise ich von hier ab. Den fünften bin ich in Hamburg, in den Armen meines alten lieben Brauns! Adieu.

XIV.

Die Rache.

Die Rache *).

„Und bin ich nicht glücklich?" fragte der stolze Periander den weisen Medon; „bin ich nicht glücklich ohne deine strenge Tugend?" — Medon sah ihn mitleidig an, und schüttelte schweigend den grauen Kopf. Periander verlangte von ihm Antwort. „Herrscher von Korinth," sagte Medon sanft; „die Götter haben alles gethan, dich glücklich zu machen: Korinth ist dein; du hast ein Weib, das dich liebt, und Kinder, die deiner Liebe werth sind. Was könnte der Sterbliche mehr verlangen? Aber in deiner Brust wohnt ein böser Dämon, der das Glück, das die Götter dir gaben, zerstört: die wüthende Rachsucht. Du verdienst dein Glück nicht, und wirst es nicht behalten, weil du nur herrschen willst. Korinth liebte dich, und du warest ein wirklicher König. Du wolltest mehr werden:

*) Herodot. III, 50—52.

du tratest Korinth nieder; und es haßt dich. Wirst du ein besserer Gatte, ein besserer Vater seyn? Du kennest die Liebe, die sanfte Menschlichkeit nicht; du willst herrschen, und bist nicht glücklich."

Periander lächelte, und eilte in die Umarmungen seines geliebten Weibes, seiner drei theuren Kinder. Melissa, Perianders sanfte Gattin, liebte ihren stolzen Gemahl, und zitterte vor seiner Herrschsucht. Sie war zu Epidaurus mit Erasinus, ihrem nahen Verwandten, in der zärtlichsten Freundschaft erzogen worden. Er kam nach Korinth. Melissa warf sich mit Zärtlichkeit, weinend, in die Arme ihres Freundes, und ruhete lange an seinem Herzen.

Jetzt erwachte in Perianders Seele der eifersüchtige Stolz. Er verfinsterte das brennende Auge; denn Melissa sollte nur ihn lieben. Die gütige Melissa sah den wüthenden Blick ihres Gatten nicht; sie faßte des Jünglings Hand, und fragte ihn mit zärtlicher Stimme: „weißt du noch, Erasinus, wie sehr wir uns als Kinder liebten?" Sie erinnerte ihren Freund an die schönen Tage ihrer Jugend, an ihre Spiele, an

ihr Vertrauen, an ihre Trennung. Dann führte sie ihn zu ihrem Gemahle, und sagte: „Periander, liebe ihn, liebe ihn sehr!“ Periander schwieg, obgleich Eifersucht und Rache seine Seele bestürmten.

„Liebst du etwas außer mir, Melissa?“ fragte er finster und kalt, als er mit seinem Weibe allein war. — Meine Kinder; und dann . . . meinen theuren Vater . . . und dann . . . den edlen Erasinus, meinen Verwandten. — „Ich werde sehen, wen du mehr liebst,“ sagte Periander, und machte sich aus ihren Armen los.

Am folgenden Tage beim Gastmahle wurde Erasinus bleich, und sank hinten über. Gift! seufzte er; und starb. Periander richtete einen forschenden Blick auf Melissen. Sie eilte zu dem ermordeten Jüngling, sank auf den Leichnam nieder, benetzte ihn mit heißen Thränen, und rief, vor Schmerz außer sich, seinen Nahmen. Periander hob sie auf, führte sie in ein andres Zimmer zu ihren Kindern, umarmte sie, und befahl auch seinen Kindern, sie zu umarmen. Sie war untröstlich. Der Stolze, Gefühllose verlangte das Unmögliche; er wollte

Herr ihres Schmerzes seyn. „Ich," sagte er kalt, und faßte ihre Hand: „ich gab ihm das Gift; wirst du noch um ihn weinen, Melissa?" — Du? rief sie erstaunend, und riß sich von ihm los; du? Elender Mörder! was that er dir?

Er betrachtete Melissen mit einem wilden Blicke, und verließ sie plötzlich. Wüthend kämpften nun in seiner Seele Eifersucht und Vertrauen, Haß und Liebe. Sein Stolz sprach Melissen das Todesurtheil; und sein Herz erbebte bei dem Gedanken. „Sag," rief der thörichte, eitle Tyrann: „sag, Melissa, du habest ihn gehaßt; und ich will dir deine Thränen verzeihen." — O, ich liebte ihn! rief Melissa, und hob die Hände traurig zum Himmel auf: er war mein Freund! ich liebte ihn!

Der Stolz hob sich blutgierig in Perianders Seele hervor; die Liebe zu Melissen hielt seine Hand zurück. Er blieb allein, aus Mißtrauen gegen sein eignes grausames Herz. Die Flammen der Eifersucht verzehrten ihn; die Liebe wurde seine Marter.

Es war ein Monat verlaufen, da sah er eines Morgens (die Unruhe hatte ihn früh vom

Lager getrieben) seine Gattin im Trauergewande an dem Grabmahle des Erasinus knieen und ihre Brust an den kalten Marmor drücken. Dieser Anblick setzte seinen Zorn, seinen Haß in Flammen. Er stürzte hinunter, nahm seine drei Kinder, und führte sie in den Garten zu ihrer Mutter. Mit bebender, aber wilder Stimme sagte er: „nimm Abschied von deinen Kindern, Melissa! Sie sollen nach Epidaurus zu deinem Vater." Melissa blickte ihn an, und las ihren Tod in seinen Augen. Ich weiß . . . — sagte sie und umarmte ihre Kinder, die nun von ihrer Wärterin weggeführt wurden.

Periander war mit Melissen allein. „Was weißt du?" fragte er wüthend. — Daß ich sterben soll, wie er, antwortete Melissa. — „Du Ungetreue!" rief er, und hob den Dolch; „dein Gewissen sagt dir also, was du verdienst!" — Nicht mein Gewissen; dein Blick. — „So fluche hier dem Schatten des Elenden!" — Zitternd sagte Melissa: was verlangst du, Periander! Ich soll dem fluchen, der mich liebte? — Sie sank an das Grabmahl, und umfaßte ängstlich die Säule. — „Noch jetzt," rief der Grau-

same, „vor meinen Augen, umfassest du den Stein?" Seine Hand fuhr herab, und stieß den Dolch in Melissens Brust. — Periander! rief sie; ach! ich liebte dich, und du bist mein Mörder! Sie hob die Arme, ihn zu umfassen, sank zurück, und athmete zum letzten Male.

Er schrie vor Entsetzen auf; die Furien erschreckten ihn. Der Dolch fiel aus seiner Hand, und er floh. Liebe und Schmerz trieben ihn zu dem Leichnam zurück. Er wollte sich tödten; seine Freunde, die herbeigeeilt waren, rissen ihm den Dolch aus der Hand.

Periander, der Beherrscher Korinths, war unglücklich; Melissens Schatten verfolgte ihn. Er fand nirgends Ruhe als in den unschuldigen Spielen seiner Tochter, die, wie ihre Mutter, Melissa hieß. Die Amme des Kindes hatte es nicht nach Epidaurus bringen wollen, weil es zu schwach für diese Reise war; die beiden Söhne aber lebten bei ihrem Großvater Prokles, dem Beherrscher von Epidaurus.

Periander brachte seine Tage in Korinth trostlos hin. Der weise Medon fragte ihn oft: wirst du endlich einsehen, daß der Mensch ohne Liebe

sich allen Schlägen des Schicksals Preis giebt? Nicht die Götter nahmen dir Melissen; dein Stolz, dein Uebermuth that es, und deine unersättliche Herrschsucht.

Perianders stolzes Herz wurde durch diese Vorstellung ergriffen, aber nicht überwunden. Die Zeit heilte seinen Schmerz, kostbare Opfer versöhnten Melissens Schatten. Er dachte nicht mehr an sein Verbrechen, und war in dem Bewußtseyn seiner Herrschaft, in der Liebe seiner Tochter, wieder glücklich. Doch die waltenden Götter vergaßen ihn nicht. Er sollte ein Mensch werden, und wurde es unter den Schlägen des Unglücks.

Nach manchen Jahren foderte er seine Söhne von Prokles, Melissens Vater, zurück, um sie zu Regenten zu erziehen. Prokles wußte, daß Periander seine Gemahlin ermordet hatte; er schwieg aber, aus Furcht vor Perianders Grausamkeit und Macht. Melissens Söhne waren dem Greise bisher Ersatz für die Tochter gewesen. Als er die beiden Jünglinge am Morgen ihrer Abreise weinend in seinen Armen hielt, entriß ihm der Schmerz und die Furcht vor Pe-

rianders Grausamkeit das schreckliche Geheimniß. „Ach," sagte er; „meine Kinder! Eure Mutter Melissa . . ." — Er sah sie starr an, und fuhr nicht fort.

Meine Mutter Melissa? rief der jüngere Sohn, Lykophron. Dein Ton, mein Vater . . . Sprich! was ist?

„Sie wurde ermordet!" rief der Greis.

Ermordet? Vater! ermordet? Ewige Götter! Wer — o, ich beschwöre dich! — wer that es?

Der Greis zitterte. Er wollte schweigen; doch eine unwiderstehliche Gewalt entriß ihm die Worte: „dein Vater."

Der Jüngling verhüllte sein Gesicht, und stand lange so, an die Brust seines Großvaters gelehnt. Endlich nahm der Greis mit zitternden Händen das Gewand von dem bleichen und starren Gesichte seines Enkels, und wollte ihn trösten. Lykophron schwieg lange in gräßlicher Kälte; dann sagte er: ich kann ihn nicht sehen; ich bleibe hier! Sein Großvater drang in ihn, daß er gehorchen sollte. Lykophron willigte schweigend ein, und reiste, in tiefen Schmerz versunken, ab.

Melissa hatte ihn unter ihren Kindern am meisten geliebt. Er dachte auf der Reise nur an sie, an ihre Tugenden, ihren Tod, ihren Mörder — seinen Vater; und ein erstarrender Schmerz drang in seine edle Seele. Die Natur hatte ihm Stärke und Stolz gegeben, Prokles Beispiel ihn groß und edel gemacht. Er war seines Vaters Bild, doch nur in den schönen Zügen. Sein Bruder, ein schwacher, leichtsinniger Jüngling, hatte weder Geist noch Herz.

Sie kamen in Korinth an. Periander, dem mehrere Reisende von Lykophrons Edelmuth und Seelengröße erzählt hatten, eilte mit Vaterfreude seinen beiden Söhnen entgegen. Schon von Weitem erkannte er den jüngern an der Heldenfigur, dem edlen Gange, dem stolzen Blicke. Der ältere warf sich in seine Arme; Lykophron aber stand schweigend, mit niedergesenkten Augen, vor ihm da. „Mein edler Lykophron!" sagte der Vater, und wollte ihn umfassen. Der Sohn fuhr, wie von Schrecken ergriffen, zurück, und schwieg, selbst bei der Frage: „grüßest du deinen Vater nicht?"

Den Blick zum Boden gewendet, ging Ly-

kophron an Perianders Seite zu dessen Burg. Seine Schwester, die ihm entgegen kam, umarmte er mit den Worten: o, wir Unglücklichen! Jetzt riß der Vater ihn ungestüm an seine Brust; doch der Jüngling stand kalt und schweigend in seinen Armen, ohne das Auge zu erheben.

Bestürzt verließ Periander seinen Sohn mit einer Ahnung von Unglück in der Seele. Lykophron ging an das Grabmahl seiner Mutter, warf sich dabei nieder, und blieb eine Stunde laut weinend liegen. Tief erschüttert ging der Vater zu ihm an Melissens Grab, und wollte ihn umarmen. Aber mit einem Schrei des Abscheus fuhr Lykophron zurück, zeigte schweigend auf das Grab, und ging.

Drei Tage lebte der Sohn in seines Vaters Hause, ohne ein Wort zu sprechen. Periander that alles, um ihn zu versöhnen; Lykophron sah ihn aber nie an, antwortete ihm nie. Endlich erhob sich der Stolz des Vaters und des Königs. Er führte den Sohn an die Schwelle des Hauses, und fragte: „willst du gehorchen?" Der Jüngling antwortete nicht. „Nun denn," rief Periander zornig; „so verlaß mein Haus!

Ich bin nicht dein Vater." Schweigend trat der Sohn über die Schwelle, und ging die Straße hinunter.

„Soll ich mich vor dem Knaben beugen?" rief Periander zornig. „Wohl! ich will ihm fremd seyn." Nun erfuhr er von seinem älteren Sohne Lykophrons letzte Unterredung mit Prokles. Sein Herz wurde heftig erschüttert; doch sein Stolz siegte über sein Gewissen. Er ließ den Freunden, die seinen Sohn bei sich aufgenommen hatten, befehlen, ihn aus ihrem Hause fort zu treiben. Lykophron irrte in Korinth umher, wurde überall abgewiesen, und antwortete nicht, wenn man ihm rieth, sich mit seinem Vater auszusöhnen. Endlich nahm ihn dennoch ein Freund seines Großvaters bei sich auf; und bei dem lebte er in trauriger Stille.

Die Rache der Götter! sagte Medon. — „Der Trotz eines Rasenden!" sagte Periander; und Herolde machten auf seinen Befehl in ganz Korinth bekannt: wer Perianders Sohn, Lykophron, bei sich aufnehme, oder nur ein Wort mit ihm rede, dessen Vermögen solle dem Apollo verfallen seyn. Lykophron hörte den Ausruf des

Herolds, verließ schweigend das Haus seines Freundes, und ging auf den Markt unter die Halle. Hier blieb er, ohne zu sprechen, ohne seine Kleidung zu wechseln, beinahe ohne Dach und ohne Speise, drei Tage lang.

Mit jeder Stunde hoffte Periander, der Troz seines Sohnes sollte gebrochen seyn; doch des Vaters Stolz mußte sich beugen. Am vierten Tage ging Periander selbst zu der Halle, in der sein Sohn sich aufhielt. Lykophron lag auf der Erde, entstellt von Gram und von Hunger. Sein bleiches Gesicht hing auf seine Brust herab, seine erloschenen Augen waren auf den Boden gesenkt. Als Periander ihn erblickte, brach sein stolzes Herz. Seufzend trat er in die Halle, stellte sich an Lykophrons Seite, und betrachtete ihn mitleidig.

„O, mein Sohn," hob er mit bittendem Tone an: „ja, die Götter sind gerecht; aber du, du bist ungerecht gegen mich und gegen dich selbst. Ja, ich habe die That gethan, worüber du zürnst; soll aber der Sohn ihr Rächer seyn? Ich bitte dich, komm in mein Haus. Du hast gefühlt, was der Zorn eines Vaters ist; komm

nun, und lerne, wie glücklich du mit mir leben kannst. Antworte, mein Sohn. — — Antworte!" rief er lauter. — — „Bösewicht, antworte!" rief er endlich im heftigsten Zorne.

Mit matter Stimme antwortete der Sohn: dein Vermögen ist dem Apollo verfallen; du hast mit dem unglücklichen Sohne Melissens gesprochen. — Der Vater hielt das für Spott, was nichts als ein sanfter Vorwurf des gerührten Sohnes war. „Aus meinen Augen, Bösewicht!" rief er wüthend, und ging. Lykophron legte, in der Erwartung seines Todes, das matte Haupt tiefer auf den Stein, und blieb so bis zum Abend liegen. Kein Korinther wagte es, sich des Unglücklichen anzunehmen. Nur ein Jüngling aus Korcyra, Agathon, ging um Mitternacht mit Lebensmitteln in die Halle. Er hob den Unglücklichen sanft in die Höhe, reichte ihm Brot und Wein, und benetzte ihn mit Thränen des innigsten Mitleids. Lykophron hob gestärkt sich auf, legte sich an die Brust des Fremden, und schloß mit ihm den Bund einer ewigen Freundschaft.

Auf einmal hörten sie durch die Stille der

Nacht den Fußtritt eines Mädchens. Es war Melissa, Lykophrons Schwester. Agathon ging ihr entgegen. Sie hielt ihn für ihren Bruder, und warf sich weinend in seine Arme. O, mein Bruder! sagte sie mit Schmerz. — Ich bin dein Bruder nicht, antwortete Agathon, und führte sie zu dem Unglücklichen. „Ein Fremder, meine Schwester, hier, Agathon, hat mein Leben gerettet, und mein Vater . . ." — ist unversöhnlich erzürnt; fiel Melissa ein. Du sollst sterben.

Ich rette ihn, sagte Agathon, und reichte ihr die versichernde Rechte. Melissa drückte die Hand an ihr Herz. Ich rette dich, Lykophron, sagte der Fremde noch einmal; oder ich sterbe mit dir! Nun warf Melissa, von dieser Großmuth überwältigt, sich in die Arme des Fremden. Beide redeten Lykophrons Rettung ab, und Agathon begleitete dann Melissen nach Hause. Wohin, fragte er, werde ich dir Nachricht bringen von der Rettung deines Bruders? „Jeden Morgen," antwortete Melissa, „bin ich im Garten. Vor dem Eingange des Gebüsches steht ein Faun. Dahin komm."

In der folgenden Nacht brachte Agathon seinem Freunde Lebensmittel. Ein Schiff war bestellt, ihn nach Korcyra zu führen, und wartete nur auf Ostwind, um abzüsegeln. Der Wind setzte sich um, und Agathon ging, Melissen Nachricht zu bringen. Bald fand er das Gebüsch, das sie ihm bezeichnet hatte. Als er hineinging, trat ihm ein Mädchen verschleiert entgegen. Melissa? fragte er. Sie schlug den Schleier zurück, und Agathon stand vor ihr, erstarrt von frendigem Schrecken.

Im Tempel Neptuns, am Feste des Gottes, hatte der Jüngling Melissen unter andern Jungfrauen tanzen sehen, sie mit unverwendeten Augen betrachtet, und die sanfte Gewalt der Liebe gefühlt. Verloren in Entzücken, in die süßeste Sehnsucht, vergaß er nach ihrem Nahmen zu fragen; und auf einmal waren die Mädchen verschwunden. Er sah sie weder bei Festen, noch in den Tempeln wieder. Nun lebte er kummervoll in Korinth, und sein Unglück führte ihn zu dem unglücklichen Lykophron.

Du? du? rief er jetzt, als er sie wiedersah: o ihr guten, ihr segnenden Götter! Du? —

Zitternd vor Freude sank er ihr zu Füßen. Melissa erstaunte über Agathons Heftigkeit, und betrachtete ihn mit Unruhe. „Warst du nicht," fragte sie nachsinnend, „am Feste Neptuns unter den Zuschauern?" — Ja, Melissa; und seit diesem Tage ... O, was that ich nicht, dich wiederzusehen! o, wie kummervoll habe ich seit diesem Tage gelebt! — „Und, mein Bruder?" fragte Melissa, hoch erröthend. — Heute oder in der folgenden Nacht geht er mit mir nach Korcyra. Dort soll er mein Bruder seyn. Noch heiligere Bände knüpfen mich jetzt an ihn ... die reinste Liebe ... zu seiner Schwester. — „Korcyra ist in der Gewalt meines Vaters," sagte Melissa besorgt. — Fürchte nichts, Melissa. In der angenehmsten Einsamkeit soll er leben, unerkannt, in den Armen der zärtlichsten Freundschaft, und, wenn die guten Götter dein Herz rühren, in den Armen der treuesten Liebe, in deinen und meinen Armen. Er ergriff Melissens Hand, und benetzte sie mit heißen Thränen.

„Rette meinen Bruder," sagte Melissa in zärtlicher Unruhe; „dann ..." — Sie brach erröthend ab. Dann? o dann? fragte Agathon drin-

dringend. — „Dann soll er in den Armen der treuesten Liebe leben.“ Sie sank zärtlich in des Jünglings Arme, lag einige Augenblicke darin, und eilte dann durch das Gebüsch zu ihres Vaters Wohnung.

Agathon stand, verloren in das Entzücken der glücklichen Liebe, noch lange da, ehe er endlich den Garten verließ. Es stieg ein frischer Ostwind auf, und noch diese Nacht wurde zur Abreise bestimmt. So eben wollten die beiden Freunde die Halle verlassen, da kam Melissa noch einmal. Sie umarmte ihren Bruder, legte Agathons Hand in die seinige, und sagte: „versprecht einander ewige Treue im Leben und im Tode!“ Beide gehorchten. Nun aber faßte Agathon des Mädchens Hand. Und du, Melissa? sagte er leise und zitternd. Die Nacht gab ihr mehr Dreistigkeit. Sie drückte ihn an ihr Herz, und sagte leise: „ewige Treue im Leben und im Tode!“ Agathon wiederholte die Worte, und so schieden sie aus einander.

Lykophron verließ unerkannt die Mauern von Korinth und den Hafen. Nach drei Tagen war

er, unter dem Nahmen eines Flüchtlings aus Jonien, in Korcyra, auf Agathons Landhause im Gebirge.

Periander stellte sich bei der Nachricht von der Flucht seines Sohnes zorniger als er war, und dankte heimlich den Göttern für dessen Rettung. Die Aussicht, Beherrscher von Korinth zu werden, dachte er, wird Lykophrons Eigensinn wohl beugen. Es verging aber ein Jahr, und er hörte noch immer nichts von dem Jünglinge. Er forschte überall vergebens nach ihm, und hielt ihn nun für todt. Da sank des stolzen Perianders Muth. Sein ältester Sohn war zu schwach, als daß er ihm den wankenden Thron Korinths anvertrauen konnte, dessen feste Stütze Lykophron, der edle, kühne Jüngling, geworden wäre. Er selbst las in den Blicken der Bürger die Freude über sein Alter, und erkannte die rächenden Götter. Jetzt gedachte er mit Furcht der alten Delphischen Göttersprüche, die seinen Söhnen Unglück verkündigten. Seine Herrschsucht, sein Stolz, schien sie in Erfüllung zu bringen. Er hatte sich über die

Furcht Korinths gefreuet; jetzt zitterte er davor, und wünschte sich die Liebe seiner Unterthanen, die er vormals verachtete.

Siehst du, sagte sein alter Freund, daß Liebe mehr werth ist als Furcht? — Trotz seinen inneren Zweifeln warf Periander einen stolzen Blick auf den weisen Medon. „Korinth," sagte er, „mag zittern, wenn es wagt mein Scepter anzutasten!" — Zittern, und immer zittern! erwiederte Medon. Melissa zitterte vor dir; und du hast in ihr dein Glück gemordet. Deine Kinder zittern vor dir; und du hast den edelsten deines Stammes verloren. Wann sollen sie dich lieben? Alles zittert vor dir; nur dein Verhängniß, und die Götter nicht. — Periander wurde ernst, und sann nach, doch nur darüber, wie er seine wankende Herrschaft befestigen wollte.

Noch lebte von dem Stamme der alten Beherrscher Korinths, der Bacchiaden, Amphion, ein wilder, finstrer Mann, voll Ansprüche auf den alten Glanz seines Geschlechtes, aber ohne edlen Muth. Auf ihn warf Periander sein Auge; ihm wollte er Melissen zum Weibe ge-

ben und den Thron von Korinth als Erbschaft hinterlassen. Er ließ Amphion rufen, und kündigte ihm sein Glück an. Dann ging er zu Melissen, die ihre Tage noch immer in süßen Träumen von dem Geliebten zubrachte. „Du wirst Amphions Gattin!" sagte er ihr befehlend. Melissa erblaßte, warf sich ihm zu Füßen, und beschwor ihn, sie nicht unglücklich zu machen. — „Unglücklich?" fragte er kalt; „ich sichre dir den Thron von Korinth."

O, mein Vater! sagte sie schluchzend; bin ich denn nichts mehr als eine Stufe deines Thrones? — Er befahl noch einmal, und Melissa entdeckte ihm nun, daß sie schon mit einem Jünglinge durch die treueste Liebe verbunden sey. „Thörin," sagte er kalt; „ich zerreiße dieses Band." — Und mit ihm mein Leben, Vater! antwortete sie erschreckend. — „Es sey! Aber gehorchen sollst du!" — Vater, denke an deinen Sohn Lykophron! Du hast nur noch zwei Kinder zu verlieren! — „Lieber ohne Kinder, als der Kinder Spott!"

Lykophron lebt! sagte Melissa; ich weiß, wo er ist. Vater, ihm gehört die Herrschaft über

Korinth. — „Er lebt?" fragte Periander erstaunt. „Wo lebt er?" — Keine Drohung war im Stande, Melissen ihr Geheimniß zu entreißen; er mußte ihr erst feierlich versprechen, sie ihrem Geliebten als Gattin zu geben. Nun nannte sie ihrem Vater Lykophrons Aufenthalt, und den Nahmen, unter dem er in Korcyra lebte. Periander schickte sogleich einen Herold ab, und ließ seinem Sohne ankündigen: wenn er nach Korinth komme, solle ihm der Thron gehören. Lykophron, in dessen Seele die Grausamkeit seines Vaters, ihn zum Hungertode zu verdammen, unauslöschlich eingegraben war, antwortete dem Herolde nur die Worte: ich bin sein Sohn nicht.

Der Bote brachte diese Antwort zurück. Periander sandte nun Melissen nach Korcyra, daß sie ihren Bruder zur Rückkehr bereden sollte. Sie reiste voll der schönsten Hoffnungen ab, und flog mit fröhlicher Eil in das Gebirge, um ihrem Bruder das Diadem, und seinem Freunde ihr treues Herz zu bringen. Mit Entzücken nahmen beide Jünglinge die Schwester und die Geliebte auf; doch Lykophron blieb unbeweglich.

„Ich bin Perianders Sohn nicht," sagte er finster. „Er hatte mich zum Hungertode bestimmt. Bei den ewigen Göttern! ich werde ihn nicht sehen."

Lykophron, sagte das sanfte Mädchen ernst, doch zärtlich: die Götter mögen dein Herz wenden! Sie haben deines Vaters Stolz gebrochen; werden sie dem Sohne den Stolz gegen den Vater verzeihen? Du bist ein edler Jüngling; Korcyra spricht laut von deinen Tugenden: willst du nun allein gegen deinen Vater hart und ungroßmüthig seyn? Deines Vaters Stolz kennt keine Gränze; darum zürnst du ihm: und doch ist dein Zorn so unbegränzt, wie sein Stolz. Bruder, lerne verzeihen, weil du ein Mensch bist! Die Götter sind dem Unerbittlichen unerbittlich. Du kämpfest den schrecklichen Kampf gegen deinen Vater. Beharrest du bei deinem Entschlusse, so wird er bestraft; doch die Götter werden ihn rächen, und dich mit ihm verderben. Ich beschwöre dich: verzeihe, und suche nicht ein Unglück durch ein noch größeres zu heilen! O, ihr Götter! daß Ein Geist, der Geist der Rache, Vater und Sohn beseelt! Gebt ihnen

Herzen, und laßt sie fühlen, daß sie einander lieben sollten!

Vergebens redete Melissa. Lykophron blieb unerschüttert. „Nie, Melissa," sagte er, „nie werde ich nach Korinth kommen, so lange mein Vater lebt." — Harter Mensch! sagte Melissa nun: so vergilt denn mir und deinem Freunde, daß wir dein Leben erhielten. Wenn du nicht Sohn seyn willst, so sey Bruder und Freund. Bist du unerbittlich, so sey wenigstens nicht undankbar! Das Glück deiner Schwester, deines Freundes, hängt davon ab, daß du dich mit unserm Vater versöhnst. — Lykophron riß sich aus ihren Armen. „Bei den ewigen Göttern!" rief er: „ich kann für Euch sterben; doch deinen Vater will ich nicht sehen." Er blieb unerbittlich, und Melissa reiste trauernd, und mit Ahnungen von dem Sturz ihres Hauses, nach Korinth zurück.

Sie brachte dem Vater die Nachricht, schrieb aber den Entschluß ihres Bruders milderen Ursachen zu, und gab vor: Lykophron scheue den Zorn des Vaters mehr, als er dessen Anblick hasse. So ließ sie Periandern noch immer den

Augenblick der Versöhnung als nahe hoffen. Sie stand, wie ein guter Geist, besänftigend zwischen den wilden Empfindungen der Rache und des Stolzes in den Herzen des Vaters und des Bruders.

Das schwere Scepter von Korinth erfoderte jetzt die stärkere Hand der Jugend; und Perianders älterer Sohn war zu schwach, es zu führen. Periander sah ein, wie nothwendig es wäre, den Korinthern mit dem neuen Anblicke eines jungen Königs Hoffnung zu einer sanfteren Regierung wiederzugeben. Die Alten in Korinth haßten ihn, und die herangewachsenen Jünglinge fürchteten ihn nicht länger. Schon drohete das geheime Feuer des Aufruhrs hervorzubrechen; da war er klug genug, den Korinthern den verhaßten Anblick ihres grausamen Herrn entziehen zu wollen.

Nun sandte er öffentlich einen Herold nach Korcyra an seinen Sohn, und ließ ihm sagen: er möchte nach Korinth kommen, die Regierung zu übernehmen; er selbst wolle nach Korcyra gehen und sich mit der Regierung dieser Insel begnügen. Diesen Vorschlag nahm der ehrsüchti-

ge Jüngling endlich an. Es wurde in Korcyra bekannt, und alle Einwohner zitterten vor der Regierung des harten Periander. Schaarenweise versammelten sie sich vor dem Landhause, wo Lykophron wohnte, und beschworen ihn, sich aus Dankbarkeit gegen Korcyra, das ihn vor dem Zorne seines harten Vaters geschützt habe, mit diesem zu versöhnen. Sieh! sagte Agathon, und faßte seine Hände — sieh, wir gaben dir Schutz vor Periander; und du willst uns seiner Grausamkeit Preis geben, um nicht ein Gelübde zu brechen, das nie ein Sohn thun sollte: unversöhnlich gegen seinen Vater zu seyn!

„Ich habe es bei den Göttern geschworen!" sagte der ehrsüchtige Jüngling finster.

So halte dein Gelübde, und fühle die Folgen deiner Thorheit!... Entsage der Herrschaft über Korinth! Sollen deine Freunde Gelübde bezahlen, die du in verkehrtem Zorne thatest? Wie oft, Jüngling, hast du deinen Vater getadelt! Und was thust du jetzt anders, als er? Er gelobt den Göttern eine goldne Bildsäule; und um sein Gelübde nicht brechen zu müssen, raubt er den Korintherinnen ihren Schmuck.

Was thust du jetzt anders? Entsage dem Throne, und lebe hier in den Armen der Freundschaft, unter dankbaren Menschen.

„Periander hat mein Wort schon. Ich kann nicht anders."

Jetzt öffnete Agathon die Thür, und ließ die edelsten Männer von Korcyra herein, daß sie mit ihm bitten sollten; doch nichts konnte den ehrgeitzigen Lykophron bewegen. „Was Ihr," sagte er, „Eurem Vaterlande schuldig seid, das bin ich Korinth schuldig. Es gab mir das Leben."

Vaterland denn um Vaterland! rief ein junger edler Korcyräer. Was meinst du wohl deinem Korinth schuldig zu seyn? — „Alles!" antwortete Lykophron. — Alles? Wohl! das bin denn auch ich meinem Vaterlande schuldig! Lykophron, ich beschwöre dich bei der Rettung, die Korcyra dir gab: ändre deinen Entschluß! — „Ich gehe nach Korinth," antwortete Lykophron kalt. — Bei den Göttern! das thust du nicht! rief der Jüngling. Ein Dolch blitzte in seiner Hand, und durchbohrte Lykophrons Brust.

Er sank in Agathons Arme, und sein Freund trug ihn wehklagend auf ein Ruhebett. Beide

waren, als das Getümmel sich verlaufen hatte, allein, und der Arzt kündigte den nahen Tod an. Da nahm Lykophron eine Tafel, und schrieb an seinen Vater: „Ich sterbe. Verzeihe, Vater, deinem Sohne. Ich war unerbittlich; die Götter straften den Sohn, wie sie dich bestraft haben. O mein Vater, weil du ein Mensch bist, darum verzeihe den Korcyräern meinen Tod, und mache meine Schwester glücklich. Stoß ihre Liebe nicht von dir. Leb wohl."

Er gab die Tafel seinem Freunde. „Meine Schwester hatte Recht," sagte er lächelnd. „Die Götter haben dem Vater Rache an dem Sohne gegeben." Er reichte Agathon die Hand, sagte noch: „grüße meine Schwester," und starb.

Eilig kehrte der Herold mit der unglücklichen Botschaft nach Korinth zurück, und übergab die Tafel mit Lykophrons letzten Worten, die Agathon ihm zugestellt hatte. Als Periander die Worte las, entflammten sie seinen Zorn, anstatt ihn zu löschen. Wüthend, Rache dürstend, sandte er Befehle in den Hafen, die Flotte in Stand zu setzen, daß sie nach Korcyra segeln könnte. Er wollte Korcyra verderben, doch sich vorher

Korinth sichern. Man mußte den Bacchiaden Amphion rufen. Periander ging mit ihm in das Zimmer seiner Tochter, die ihren Bruder beweinte. „Das ist dein Weib!“ sagte er zu Amphion, und ergriff Melissens Hand. Sie warf sich vor dem Vater nieder, umfaßte seine Kniee, und bat ihn mit heißen Thränen, sie nicht unglücklich zu machen. Ich schwor dem Agathon ewige Treue im Leben und Tode! sagte sie. „Und ich schwöre ihm Tod und Verderben!“ rief Periander fürchterlich.

Medon nahm Lykophrons Tafel, und zeigte dem Vater die Worte: „Mache meine Schwester glücklich. Stoß ihre Liebe nicht von dir.“ Periander! sagte er dann ernst: dich treiben verderbende Götter und die Rache deiner Verbrechen. — Aber der Erzürnte warf die Tafel zu Boden, trat an den Altar, und rief: „ich will Rache, das schwöre ich bei den furchtbaren Göttern! Und Melissa hat keine andre Wahl, als zu sterben, oder das Weib des Bacchiaden zu werden. Bis an den Abend geb' ich dir Zeit; dann leuchtet dir Hymens Fackel, oder die Fakkel des Todes!“ Er ließ Melissen allein.

Die Unglückliche rang vergebens die Hände; der schreckliche Abend kam näher, und der Altar war bereitet. Gedankenlos eilte sie in den Garten, verzweiflungsvoll in die Halle, wo ihr Bruder einst halbtodt gelegen hatte. Auf eben den Stein legte sie ihr Haupt, um zu sterben. Das Getöse der Krieger, die zu dem Hafen gingen, erweckte sie aus ihrem betäubenden Schmerze. Sie fühlte sich von Muth beseelt, folgte ihnen, kam um Mitternacht in dem Hafen an, und mischte sich unter eine Anzahl Kaufleute, die so eben in eine Barke stiegen. Erst am folgenden Morgen erkannte man, daß sie nicht zu der Gesellschaft gehörte. Sie gab sich einen fremden Nahmen, und segelte glücklich mit dem Schiffe nach Samos.

Perianders Zorn wurde noch flammender, als er Melissens Flucht erfuhr. Er ließ seine Tochter in Korinth und in der umliegenden Gegend aufsuchen. Zwischen den Klippen des Isthmus fand man endlich den Leichnam eines Mädchens, den einer von Perianders Sklaven für Melissens Körper erkannte. Man bedeckte ihn mit Erde, und brachte dem Vater die traurige

Nachricht. „Nun denn!" rief Periander hohnlachend dem alten Medon zu, und hob drohend die Rechte gen Himmel empor: „das sind deine segnenden Götter! Die Grausamen!"

Du klagst die Götter an? erwiederte Medon ruhig. Verkehrter Mensch! Warum tödteten die Korcyräer deinen Sohn? Weil sie vor deiner Grausamkeit zitterten. Warum floh Melissa? Weil du sie zwingen wolltest, ihre Hand einem Bösewicht zu geben. Willst du noch nicht einsehen, wohin deine Grausamkeit, dein Stolz, deine Herrschsucht, wohin die Begierde nach Rache dich führt?

„Nach Korcyra führt sie mich!" rief Periander wild. „Ich habe noch Einen Sohn!" Er eilte in den Hafen, und segelte mit seiner zahlreichen Flotte ab. Ein bleiches Entsetzen ergriff die Korcyräer, als sie ihn an der Spitze seines Heeres landen sahen. Jetzt legte noch ein leicht segelndes Schiff an, und ein Bote brachte ihm die Nachricht, daß die Korinther seinen zurückgebliebenen Sohn getödtet hätten. Diese Nachricht empfing der harte Periander mit Thränen. Er verhüllte sein Haupt, und

blieb lange so stehen. Seine Herrschaft, das fühlte er, sank nun; doch nicht sein Zorn. „Kinderlos!" rief er mit schrecklichem Lachen. Noch einmal fiel ein scharfer Schmerz mit unaussprechlicher Gewalt ihn an. „Ich kann mich rächen:" rief er endlich, und sah kühn um sich her. „Kinderlos!" rief er noch einmal, und gab seinem Heere Befehl, sich zu vertheilen.

Am Abend brachten die Krieger die Söhne von dreihundert der ersten Familien in Korcyra gebunden vor Perianders Zelt: Jünglinge und zarte Knaben. Die Väter, die Mütter, die Schwestern, die Bräute der Gebundenen stürzten sich verzweifelnd vor ihm in den Staub, und fleheten um das Leben der Unschuldigen. Die Jünglinge und die Knaben erhoben die gefesselten Hände, und ein lautes Wehklagen tönte gen Himmel. Selbst die rauhesten Krieger foderten mit gerührten Blicken von Periander Mitleiden; nur Ein Jüngling flehete nicht: er sah ruhig zu Boden, oder betrachtete mit starren Augen seine Fesseln, und die gezückten Schwerter in den Händen der Krieger rings um sich her.

Es war Agathon, Melissens Geliebter. Er hatte Nachricht von dem Tode des Mädchens erhalten, und nun war es sein einziger Wunsch, zu sterben. Ruhig wartete er auf Perianders Wink. Doch Periander winkte nicht; mit tödtenden Blicken sah er in dem Kreise der Unglücklichen umher, und rief endlich mit spottendem Tone: „sie sollen leben! Ich schwöre bei den Göttern: sie sollen leben!" Es erhob sich ein Freudengeschrei. „Jauchzet nicht!" rief er bitter; „Periander ist kinderlos! Ihr sollt nicht jauchzen, wenn ich weine. Führt sie auf die Schiffe! Sie sollen leben, doch ohne die Hoffnung, ohne die Möglichkeit, je Väter zu werden. Du, Polykrates, segelst mit ihnen nach Sardes zu dem Könige Alyattes, und haftest mit deinem Leben dafür, daß sie als Eunuchen zurückkommen. Fort in die Schiffe!" Nun erhob sich ein lautes Jammern. Die Eltern schlangen sich um ihre unglücklichen Söhne, die Bräute um ihre Geliebten. Periander befahl; seine wilden Söldlinge rissen die Knaben und Jünglinge weg, und schleppten sie auf die Schiffe. Die Anker wurden gelichtet, und die trost-

trostlosen Eltern blieben wehklagend auf dem öden Strande.

Periander kehrte nach Korinth zurück, und Polykrates, der grausame, unmenschliche Freund des Königs, segelte nach Asien, den harten Befehl zu vollziehen. Das Meer war ruhig; ein frischer Westwind schwellte die Segel, und schien das Verhängniß der Gefangenen zu beschleunigen. Schon lagen die Cykladen hinter ihnen, schon zeigte sich am Morgen in heller Ferne die Küste von Lydien, und der leuchtende Dianen-Tempel zu Ephesus wurde sichtbar. Die Gefangenen schauderten bei dem Freudengeschrei der Matrosen, das die Küste Asiens begrüßte. „Bei den Göttern!" sagte Agathon; „ich betrete den Boden der Schande nicht!" Da kräuselte sich die Fläche des Meeres: es erhob sich ein Nordost; dunkle Wolken bedeckten Chios, und die Wellen stiegen höher. Ein Sturm, der plötzlich hereinbrach, trieb das Schiff nach Süden. Endlich riefen die Matrosen: Land! Alles arbeitete, das Schiff von den Klippen der Küste zu entfernen. Der Sturm war zu mächtig; er schleuderte es über die Brandung ans Ufer. Ein

Mast war zerbrochen, die Segel zerrissen; nur mit Mühe wurde das Schiff in eine sichere Bucht gesteuert. Alles stieg erfreut an das rettende Ufer, und man erkannte Samos.

Die Zelte wurden ausgeschifft und bedeckten den einsamen Strand. Rings um die Gefangenen her stellte Polykrates Wachen, daß nicht Einer entrinnen könnte. Dann opferte er in Dianens Tempel, der nahe am Ufer stand. Agathon ging, verloren in den Gedanken des Todes, die Blicke zur Erde gewendet, langsam in ein kleines dichtes Gebüsch. „Agathon!" rief eine fröhliche Stimme, und er fühlte sich umfaßt. Als er aufsah, stand — o Entzücken! — Melissa, die todt geglaubte Melissa, ihr Haar um das bleiche Gesicht gelockt, in einem langen weißen Gewande, vor ihm. Bist du es wirklich, Melissa? fragte er, so wie er sich von seinem Erstaunen erholte. Dein Leichnam lag zwischen Klippen. O, ihr Götter! Melissa! bist du es? Theuerste, Geliebte, lebst du? hier, hier? Ich sehe dich noch? Ich sehe dich noch, ehe... O, ich unglückseligster aller Menschen! — „Jetzt nicht mehr unglücklich!" sagte Melissa, und um-

armte ihn inniger. Ihr Entzücken machte ihn noch trauriger, ihre Freude rief Thränen aus seinen Augen. „Aber was ist dir, mein Agathon?“ fragte sie endlich. Er legte sein Haupt an ihre Brust, und schwieg. Entzückender, schrecklicher Augenblick! sagte er dann. Ja, ich bin glücklich, Melissa; denn ich kann in deinen Armen sterben. — „Sterben, Agathon? jetzt, da die Götter uns einander wiedergeben?“ — Agathon erzählte Melissen sein unglückliches Schicksal. Hier, — so schloß er — hier, in deinen Armen laß mich sterben!

Melissa wurde noch bleicher. „O Vater! Vater!“ jammerte sie. Da erscholl die Trompete. Hörest du? rief er. Die Schande ruft. Wir sollen fort. Melissa! Er zeigte mit einem bittenden Blicke auf einen Dolch, den sie an der Seite trug. Da rief die Trompete von neuem die Gefangenen zu den Schiffen. „Nein,“ sagte Melissa auf einmal entschlossen: „du sollst nicht sterben! Auf, Agathon! flieh mit allen Gefangenen in den Tempel Dianens am Ufer! Faßt ihre Bildsäule! Es ist das heiligste Recht dieses Tempels, daß niemand, der die Bildsäule be-

rührt hat, daraus weggerissen werden darf. Auf, Agathon! schnell! Ich eile, die Samier, die umher wohnen, zu rufen." Sie umarmte ihn, und flog durch das Gebüsch über den Hügel hinweg zu der Stadt.

Agathon kehrte an die Küste zurück, wo die Gefangenen sich schon sammelten. „Folgt mir Alle!" sagte er leise zu ihnen; „ich will Euch retten. Thut, was Ihr mich thun seht!" — Er ging vor ihnen her, und führte sie dem Tempel näher. „Auf! in den Tempel!" rief er jetzt laut: „berühret die Göttin!" Da stürzten die Jünglinge und Knaben durch die Säulen zu dem Altar, und drängten sich alle zu der Bildsäule Dianens.

Die Krieger von Korinth sahen dies befremdet an. Zu Schiffe! riefen sie den Gefangenen zu. — „Wir gehen nicht," sagte Agathon mit Würde; „wir sind in dem Schutze der großen Göttin." Zwei Krieger sprangen die Stufen hinan, Agathon wegzureißen. Doch der Oberpriester trat vor, und rief: zurück! oder ihr seyd verloren! Die Krieger standen erwartend da. Wer seyd ihr? fragte der Priester die Knaben

und die Jünglinge. — „Gefangene," antwortete Agathon, „die den Schutz der Göttin gewählt haben." Nun trat der Priester auf die Stufen des Tempels, und sagte zu Polykrates, der sich genähert hatte: sie sind frei, so lange sie im Umfange des Tempels bleiben. Wagt es nicht, sie zu berühren; oder Tod und Verderben wird euer Loos seyn. Mit Schrecken wichen die Korinther zurück. Der Priester sprach nun laut und feierlich Verwünschungen aus über Jeden, der es wagen würde, Dianens Geweihete ergreifen zu wollen.

Polykrates umgab den Tempel mit seinen Kriegern. Der Hunger, sagte er, wird sie bald zwingen, ihre Freistätte zu verlassen. Aber die Liebe war mächtiger als die Grausamkeit. Am folgenden Morgen kamen aus dem Gebüsch auf der Höhe zwei singende Chöre von Mädchen und Jünglingen herab. Melissa hatte den Samiern das Schicksal der Gefangenen erzählt. Die Liebe beseelte ihre Worte, ihre Bitten, daß sie Aller Herzen rührte; doch Niemand wollte Perianders Zorn auf sich laden. Da gab ihr die Liebe eine List ein. In Opfergewänder gekleidet,

das Haar mit Blumen durchflochten, Körbe mit Sesam und Honig auf den Köpfen, Opfergefäße mit Milch in den Händen, näherten sich die Jünglinge und Mädchen dem Tempel. Welch ein Fest feiert Ihr? fragte Polykrates ahnend. „Das Fest der rettenden Liebe!" antwortete Melissa, die an der Spitze der Mädchen war; und beide Chöre traten in die Hallen des Tempels. Agathon erkannte Melissen, und errieth ihre Absicht. Auf! rief er seinen Freunden zu. Er entriß Melissen die Lebensmittel; und alle seine Gefährten raubten den Samischen Jünglingen und Jungfrauen die Körbe, die Opfergefäße. Weh! weh! riefen die Samier, und flohen zurück.

Am folgenden Morgen begann das Fest aufs neue, und hatte dasselbe Ende. Wie lange, fragte Polykrates, feiert ihr denn dieses Fest? — Melissa antwortete: „so lange die Schützlinge der Göttin uns das Opfer rauben." Nun sah Polykrates, daß es vergeblich wäre, seine Gefangenen zu bewachen. Er schiffte sich wieder ein, und die Unglücklichen waren befreiet. Mit dankbarer Wehmuth sanken sie Melissen zu Fü-

ßen, und nannten sie ihre Retterin. Die Samier weiheten Dianen ein jährliches Fest, das Fest der geretteten Liebe, und sendeten die Korcyräer heimlich wieder nach ihrem Vaterlande zurück. Nur Agathon blieb; Samos schenkte ihm das Bürgerrecht, und Melissa gab ihm ihre Hand. Er wohnte mit ihr in dem Gebüsche nahe am Strande, wo er sie zuerst wiedergesehen hatte, und kaufte die umliegenden Aekker. In ruhiger Stille lebte er mit seiner Gattin in einer bequemen, rings von hohen Fruchtbäumen beschatteten Hütte, und theilte seine Tage in Arbeit und Genuß. Melissa gab ihm einen Sohn; und nun wohnte die schönste Freude der Menschheit in den Herzen der Liebenden: sie vergaßen Korinth, Periandern, und seine Grausamkeit.

Periander lebte zu Korinth mitten unter Furcht, Gram und Sorgen. Ohne Kinder, ohne Freund, sah er, daß sein Thron nach und nach dahin sank, und daß nur seine spähende Grausamkeit ihn noch aufrecht hielt. Korcyra war seiner Rache entgangen, Samos hatte ihn darum betrogen; und er mußte es ertragen,

weil er Korinth nicht verlassen durfte. Jetzt, nur von seiner Leibwach umgeben, deren Treue er sich erkaufte, von Niemanden, der ihn liebte, (er hatte keine Freunde, den alten Medon ausgenommen) — jetzt erst fing er an, das Bedürfniß der Liebe zu fühlen.

Oft nahm er das Diadem aus seinem Haare, betrachtete es, und rief: „o, was kostest du mir! Wohin soll ich fliehen! Ich bin verdammt zu herrschen, so lange ich lebe, zu hassen, so lange ich fühle: denn welche Stadt in Griechenland wird den Tyrannen Periander aufnehmen! Wo ist der Mensch, der mich nicht den Korinthern ausliefern würde! O, wie sehr sprach Medon wahr! Meine Grausamkeit hat mir die ganze Erde verschlossen."

So dachte er oft; und in dieser besseren Stimmung wollte er zuweilen noch jetzt nach Liebe streben. Er war sanfter, gütiger gegen seine Sklaven; doch sie zitterten nur desto mehr vor ihm, weil sie befürchteten, daß seine eigene Güte seinen Stolz beleidigen möchte. Seine Schätze lagen auf einem segelfertigen Schiffe, daß er in jedem Augenblick entfliehen könnte.

So lebte er ein Jahr, immer bereit zur Flucht, immer von Bildern des Todes umringt. Endlich brach die lange zurückgehaltene Empörung hervor, als Periander eben im Hafen war. Ein Theil seiner Leibwache schlug sich zu dem Volke, das sich Waffen erobert hatte. Schon brannte seine Burg; da sammelte er seine getreuesten Söldner, und bestieg sein Schiff mit Schätzen. Er drohete den Korinthern, mit neugeworbenen Truppen zurückzukommen, segelte ab, erheiterte seine Söldner durch große Versprechungen, und nahm den Weg nach Asien, ein Heer zu werben.

Nahe an der Küste von Asien, unweit Samos (der Anblick erinnerte ihn an den Tod seines Sohnes, und an seine vereitelte Rache), sah er mit finstern Blicken Polykrates an. „Dort liegt Samos!" sagte er in dem alten Tone des Herrschers, mit einem kalten, drohenden Blicke. „Nie vergeb' ich es dir, Polykrates, daß du mich so um meine Rache betrogen hast!"

In der Nacht stürzten Polykrates und einige seiner Freunde an Perianders Lager, und wanden ein Tuch um seinen Mund. Dann ho-

ben sie ihn auf und trugen ihn auf das Verdeck. Wir wollen nicht länger zittern, Tyrann! sagte Polykrates; und man stürzte ihn in die Fluth.

Das Meer war ruhig. Periander schwamm mit angestrengten Kräften auf ein Feuer zu, das er in der Ferne erblickte. Er erreichte den Fischernachen, auf dem es war, und wurde aufgenommen. Die Fischer ruderten, nach einem reichlichen Fange, gegen Morgen an das Land zurück, und setzten Periandern aus. Da stand nun der stolze Beherrscher von Korinth, halbnackt, hülflos, in einem fremden Lande — auf Samos.

Er ging vorwärts, um eine gastfreie Hütte zu finden. Auf einem Weizenfelde war Agathon mit seinen Arbeitern. Sobald er den Fremden erblickte, lief er auf ihn zu, und fragte: wer bist du, armer Mann? — Periander wagte es nicht, seinen Namen zu nennen. Er antwortete: „ein Kaufmann aus Athen. Meine Matrosen haben mich ins Meer geworfen, um sich meiner Reichthümer zu bemächtigen.“ Agathon erkannte ihn nicht; denn Kummer, Sorge und

Schmerz hatten Perianders Gesicht entstellt: die volle, rothe Wange war mager und bleich, das wilde, trotzige Auge sanft und bittend geworden. Es wurde sogleich ein Mantel für den Fremden geholt, und dann brachte man ihm Speise. Gegen Mittag, als er sich erholt hatte, führte Agathon ihn zu seiner Hütte.

Als Periander sich dem Gebüsche näherte, trat Melissa, mit ihrem Sohne an der Brust, hervor, den geliebten Mann zu empfangen, und warf sich in seine Arme. O, meine geliebte Tyche! rief Agathon; (so nannte er Melissen jetzt.) Periander heftete staunende Blicke auf das junge Weib; es war ihm, als sähe er seine Tochter Melissa. Trauernd, schweigend, ging er neben ihr her. So oft sie redete, drang der bekannte Ton ihrer Stimme in sein Herz; aber seine Tochter war ja todt, und dieses junge Weib hieß ja Tyche.

Man setzte sich endlich zum einfachen Mahle. Periander bewunderte, noch immer ohne zu reden, die ruhige Liebe, das herzliche Vertrauen und das hohe Glück des zärtlichen Paares. Am Ende der Mahlzeit nahm Melissa den

Becher, und sagte: mögen die Götter meinem Vater Ruhe geben! Sie betrachtete dabei den Greis, über dessen bewunderungswürdige Aehnlichkeit mit ihrem Vater sie erstaunt war. Mit Thränen in den Augen sagte sie dann: Agathon, ich liebe ihn noch immer, meinen alten, unglücklichen Vater! Ach, wenn er wüßte, welch ein Glück die Liebe, die Verborgenheit giebt; er würde . . . Sie schwieg. „Und wer ist dein Vater?" fragte der Greis mit Zittern.

Melissa sprang bei dem ersten Tone auf, sah den Alten an, bebte, hob die Arme, und breitete sie ihm entgegen. Agathon! rief sie: welche Töne! — „Wie heißt du?" fragte Periander, immer stärker erbebend. — Melissa! — Der Greis sprang auf. „O ihr Götter! ich bin der unglückliche Periander!" Vater und Tochter hielten sich lange sprachlos umarmt; dann erzählten sie einander ihre Begebenheiten. Erröthend, zum ersten Male mit Reue, hörte Periander von sich reden; zum ersten Male fühlte er jetzt das Glück der Liebe, des Vertrauens, der Güte. Er hatte schon einige Tage in Agathons Hütte gelebt, als das Gerücht

den Tod des Tyrannen Periander verkündigte. Diese Nachricht hörte er lächelnd. Er umarmte seine Tochter, und sagte: „Periander ist todt. Ich hieß so; jetzt bin ich ein schwacher Greis, der erst einen Schritt weit vom Grabe noch leben lernt."

Er lernte leben. Das häusliche Glück seiner Kinder, ihre Ehrerbietung gegen ihn, ihre vertrauensvolle Liebe machten sein Herz mit jedem Tage sanfter. Er war Aufseher über Agathons Sklaven, und behandelte sie menschlicher, als sonst die edelsten Korinther. Abends, im letzten Schimmer der sinkenden Sonne, spielte er mit seinen Enkeln, und Niemand, der ihn, umringt von den Kindern, das graue Haar mit Rosen bekränzt, gesehen hätte, würde geglaubt haben, dies sey der Tyrann von Korinth. „Aber," sagte Periander; „wie viel hat es mir auch gekostet, ehe ich ein Mensch wurde! ein geliebtes Weib, zwei Söhne und einen Thron!"

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

132. III. 161.
90.65.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Kleine Romane und moralische Erzählungen

Bd.: 6

Berlin 1804

P.o.germ. 784-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113363-7
VD18 15446018-001